Zeitspiegel.

Politische Bilder aus der Gegenwart.

Qui tacet, consentire videtur.
Bonifacius XIII.

Inhalt:

Von

E. R. Renzlav.



Berlin 1893.

R. v. Decker's Verlag
G. Schenck,
Königlicher Hofbuchhändler.



Zeitspiegel.

Politische Bilder aus der Gegenwart.

Qui tacet, consentire videtur.
Bonifacius XIII.

Inhalt:

Von

E. R. Renzlav.

Berlin  1893.

R. v. Decker's Verlag
G. Schenck,
Königlicher Hofbuchhändler.

Inhalt:

I.

Einführung.

Um ein getreues Bild der gegenwärtig herrschenden politischen Zustände zu gewinnen, sind wir genöthigt, den Spiegel an einem Punkte aufzustellen, wo unser öffentliches Leben nach längerer Stagnation auf eine neue Bahn gedrängt ward. Dieser markante, scharf begrenzte Abschnitt datirt vom Jahre 1848, mit der in Frankreich ausgebrochenen Revolution, welche den Zusammenbruch des orleanistischen Königsthrons zur Folge hatte. Obwohl wir uns der möglichsten Kürze befleißigen wollen, so müssen wir dennoch des Rückschlags der durch ganz Europa fühlbaren mächtigen Revolutionswelle gedenken und zwar aus dem Grunde, weil unsere eigenen Verhältnisse dadurch einen so jähen Anstoß erhielten, daß selbst gereifte Männer, vom Taumel des Augenblicks erfaßt, zu Thorheiten sich verleiten ließen. Wohl selten sind über eine Geschichtsepoche mehr Ungereimtheiten und Lügen in Umlauf gesetzt worden, als über die sogenannte Berliner Märzrevolution, welche das absolute Königthum in Preußen niedergeworfen und den Boden für die Errichtung des Verfassungsstaates bereitet haben soll.

Wer im Jahre 1848 die Verhältnisse an Ort und Stelle sich hat entwickeln und abspielen sehen, kann diese Meinung als zutreffend nicht gelten lassen. Es ist daher nur anzunehmen, daß alle diejenigen, welche die Dinge in der vorerwähnten Weise zu verbreiten sich bemühen, entweder noch

nicht geboren resp. nicht fähig waren zu unterscheiden und darum später auf dem Wege selbsteigener Revelation ihre Auffassung zu gewinnen suchen mußten, oder, wenn sie wirklich eigne Urtheilskraft besaßen, durch politische Voreingenommenheit beeinflußt, die Wahrheit in ihrem vollen Umfang nicht zu Worte kommen lassen wollten.

Die Behauptung, welche noch vor kurzem ein fortschrittliches Organ aussprach: König Friedrich Wilhelm IV. sei gezwungen worden, die Revolution vom 18. März 1848 anzuerkennen, ist durchaus den Thatsachen widerstreitend. Wer kann wohl einen König zwingen, der, im vollsten Besitz der Macht, die paar Feinde der Regierung soeben niedergeworfen hat? Alle Bürger, mit Ausnahme einer winzigen Anzahl Unzufriedener (die in allen Staaten und zu allen Zeiten gefunden werden dürften) waren befriedigt, als sie am Sonntagmorgen (den 19. März) die sämmtlichen Häuser, in welchen sich das Gesindel verkrochen hatte, von Soldaten in Besitz genommen sahen. Auch nicht an einer einzigen Stelle Berlins hatten die „Barrikadenhelden“ (diese Bezeichnung wurde sogar bald nachher zu einem höchst beleidigenden Schimpfwort in dem Sinne wie: Strolch, Rowdy, Straßenräuber ꝛc.) Stand gehalten.

Wer die in einigen Kirchen untergebrachten Leichen gesehen, hat sicherlich nicht den Eindruck gewonnen, daß diese Leute von einer hohen Idee erfüllt in den Tod gegangen seien. Es waren dieselben Typen, wie wir sie im Februar 1892 als manifestirende Arbeitslose in der Blumenstraße, am Grünen Weg, Schillingstraße, Koppenstraße, Köpnickerstraße, Jacobstraße ꝛc. ꝛc. ihre Thaten (Läden erstürmen, besonders aber Schnapskneipen plündern) haben verrichten sehen. Heut zu Tage wollen nicht einmal die Socialdemokraten sich dieses Gelichter an die Rockschöße heften lassen.*)

*) Vergl. Voß.-Ztg. No. 116 v. 9. 3. 1892 (Die jüngsten Straßenunruhen ꝛc.)

Es gehört schon eine hartnäckige Unverfrorenheit dazu, unter solchen Umständen von einem Nachgebenmüssen des Königs zu sprechen. Wie der ganze Putsch entstanden, das hier zu erörtern, würde über die Grenzen der uns gestellten Aufgabe hinausgehen, ist auch insofern nicht vonnöthen, als eine vortreffliche Schilderung dieser Vorgänge in Sybels berühmtem Werke: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., bereits existirt.

Nur das eine wollen wir noch herschreiben, was einige unserer liberalen Zeitungen so gern todtschweigen. Schon bevor ein Schuß abgefeuert worden, hatte Friedrich Wilhelm seinem Volke die Verfassung gegeben und auch die Einberufung des Parlaments auf den 2. April desselben Jahres bereits unterzeichnet. Damit waren die Wünsche der Nation erfüllt. War dieser Akt des Königs ein freiwilliger gewesen, so war es auch der nachfolgende, durch welchen die beantragte Revision der am 5. December 1848 gegebenen (oktroyirten) Verfassung in Angriff genommen werden sollte. Wenn der König nach seiner persönlichen Auffassung in einer konstitutionellen Regierung gerade nicht das Heil für Preußen erblickte, so hatte er, der bei den hervorragendsten Männern seiner Zeit für den klügsten und gelehrtesten Monarchen Europas galt, gewiß auch seine schwerwiegenden Gründe dafür und, daß sie nicht haltlos waren, haben doch die unter seinem Nachfolger Wilhelm I. stattgehabten Kämpfe (die sogenannte Konfliktszeit) zur Genüge dargethan.

Stellt man einen Bürger vor die Alternative: absolutes oder konstitutionelles Regiment, so wird er natürlich das letztere wählen, und doch birgt gerade dieses unter Umständen die größten Gefahren in sich, z. B. durch Interpellationen, die in kritischen Zeiten an den Minister gerichtet werden, durch Anträge auf Heeresminderung, Verwerfung des Budgets u. s. f.

Um Wahlen zu erzielen, welche unverfälscht den Ausdruck des Volkswillens wiederspiegeln, ist selbstverständlich ein

gutes Wahlgesetz die Grundbedingung, aber ein solches nach allen Richtungen hin gerechtes Wahlgesetz ist, trotzdem die erleuchtetsten Köpfe sich schon damit beschäftigt haben, noch immer nicht erdacht. Wir werden später Gelegenheit nehmen, unsere Ansicht des Weiteren darüber zu entwickeln, hier nur insoweit, daß die beiden einschlägigen, gegenwärtig geltenden Gesetze, sowohl das Dreiklassen-, als auch das direkte Wahlgesetz große Ungerechtigkeiten und Härten enthalten. Sie sanctioniren das Zufallsspiel und, da die Mehrzahl des Volks aus Wenigergebildeten und Umstürzlern (denen das Wohl des Staats Nebensache ist) sowie Proletariern (die nichts zu verlieren haben) besteht, so liegt es klar auf der Hand, daß diese Elemente den besseren, erhaltenden Mittelstand und die höheren Gesellschaftsklassen überwuchern, und schließlich ganz überstimmen, d. h. vollständig mundtodt machen werden. Das Fortschreiten der Socialdemokratie und die zarte Rücksichtnahme, welche man ihr angedeihen läßt, sind redende Beweise. Wir berufen uns auf Abhandlungen, auch Leitartikel, die nicht nur in Zeitschriften und besseren Journalen erschienen, sondern auch auf Aeußerungen, welche in den Kammern selbst zu Gehör gebracht worden sind*).

Im Jahre 1849 am 24. September sprach der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen die prophetischen Worte aus:

> „Ich fürchte, daß wir Gefahr laufen, einen großen Theil der Stellen hier (im Abgeordnetenhause) in Zukunft eingenommen zu sehen von solchen, die zu Hause nichts zu verlassen haben und mit dem Zwecke hierherkommen, in irgend einer Lage sich zu verbessern.“

und weiter:

> „Ich kann in der Lotterie der Wahlen, mit Hinblick auf den politischen Zustand des Vaterlandes, keine Bürgschaften

*) S. d. 57. Sitzung des Abgeordnetenhauses v. 5. Mai 1892 (Abg. Hammacher). Voß.-Ztg. No. 217 v. 10. 5. 92. Kammerbericht (Abg. v. Kardorff) u. a. —

sehen, die mich berechtigen, die uneingeschränkte Disposition über Land und Leute in Preußen in die Hände derjenigen Versammlungen zu legen, welche aus diesem Hazardspiel hervorgehen mögen. Wir verlangen, wenn jemand über eine Bagatelle zu Gericht sitzen oder in dem Getriebe der Verwaltung mitarbeiten soll, einen hohen Grad von Bildung, strenge Examina. Sollen wir dagegen die Entscheidung der höchsten Fragen der Politik und der Gesetzgebung in letzter Instanz in die Hände von Majoritäten legen, deren Zusammensetzung mehr durch den Zufall als durch die Brauchbarkeit ihrer Mitglieder bedingt ist?"

Im ersten Theile dieses Citats weist also der bedeutendste Staatsmann unseres Zeitalters, dessen Ueberlegenheit selbst seine bissigsten Feinde nicht anzutasten gewagt haben, auf die Gefährlichkeit hin, Leuten, die nichts zu verlieren haben, ein Abgeordnetenmandat anzuvertrauen. Daraus würde konsequenterweise aber folgen, daß das Uebel an seinem Hauptsitz angegriffen werden müßte, d. h. es dürfte nicht jeder unreife Jüngling, der kaum im Stande ist, seine eigenen Privatinteressen wahrzunehmen, resp. klar zu überdenken, an politischen Wahlen theilzunehmen berechtigt sein.*) Wer in seinem 30. Lebensjahre (in welchem in den meisten Fällen erst die männliche Reife beginnt) auf seine Vergangenheit zurückblickt, wird über die Thorheiten, die er noch in den zwanziger Jahren begangen, theils lächeln, theils sich schämen, vielleicht aber auch bittere Thränen der Reue über manche Unbesonnenheit

---

*) Vergl. George, Progress and poverty. Deutsch v. Gütschow. Berlin bei Staude 1881 S. 471: „Politische Macht in den Händen hungriger, durch die Armut erbitterter und erniedrigter Leute zu legen, heißt den Füchsen Feuerbrände an die Schwänze binden und sie unter das wallende Korn loslassen; es heißt einem Simson die Augen ausstechen und seine Arme um die Pfeiler des nationalen Lebens legen."

So spricht ein enragirter Sozialist, der zwar für Abschaffung des Privateigenthums gegen Rentenentschädigung seine ganze Kraft einsetzt, aber mit dem Mord- und Raubgesindel nichts zu thun haben mag.

und deren Folgen vergießen. Wie darf man nun von solchen unreifen Burschen verlangen, daß sie politische Fragen eingehend studieren. Haben wir es doch erlebt, daß selbst routinirte Abgeordnete langathmige Reden über Gesetzvorlagen hielten und schließlich sich herausstellte, daß diese älteren Politiker nicht einmal wußten, was in den Motiven stand.*)

Wie die Alten (62er) brummen, so die Jungen (au fin de siècle) summen. In der 76. Sitzung des Abgeordnetenhauses (17. Juni 1892) sprach der freisinnige Abgeordnete Rickert, den die „Dresd. Nachr.“ als unermüdlich klapperndes Walzwerk bezeichnen, sich gegen jede kleinliche Polizeichikane aus. In demselben Athemzuge forderte er jedoch von der Polizei, daß sie unanständige Broschüren, d. h. solche, die gewisse nicht ganz reinliche Geschäftspraktiken im Börsengewerbe und in der Industrie angreifen, nicht zulassen solle. Also auf einer Seite verabscheut, auf der anderen Seite ruft er nach der Polizei, ganz wie es ihm gerade angebracht erscheint; nirgends Logik — nirgends Konsequenz. Wir wären begierig zu erfahren, wie er, wenn ihm die Lösung dieser Aufgabe als Polizeipräsident, oder als Schutzmann zufiele, sich aus der Schlinge ziehen würde. An welcher Stelle bei ihm die Wohlanständigkeit aufhörte und wo die Unanständigkeit begänne? Bei den Extrablättern der freisinnigen Zeitungen, oder bei den Artikeln der Staatsbürgerzeitung?

Derselbe infallible Herr sprach auch u. a. in der 92. Sitzung des Abgeordnetenhauses höchst salbungsvoll das große Wort gelassen aus: „Die Trichinenschau bietet eine

---

*) Anm. In der denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 22. Januar 1864 bewies der Minister von Bismarck sogar den beiden Fortschrittlern Löwe und Waldeck, daß sie über ein Aktenstück sprächen, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, es zu lesen. — Der Vorfall erweckte nach dem stenographischen Bericht „Anhaltende Heiterkeit“.

Sicherheit, so daß man ohne Sorge sein kann.“*) Darin irrt er denn doch ganz gewaltig und jeder praktische Schlächter könnte ihn in dieser Beziehung eines besseren belehren. Der Abgeordnete Hansen hatte nur zu Recht, als er sagte „Die Trichinenschau bietet keine absolute Sicherheit, man könne sie ohne Gefahr abschaffen“. Beweis: Wenn zwei vereidete Beschauer Ausschnitte von einem und demselben Schwein verschiedentlich beurtheilen, der eine das Thier für trichinenfrei, der andere es für trichinenhaltig erklärt (und dergleichen Fälle sind dutzendweis konstatirt worden) so muß doch jeder verständige Mensch von Zweifeln an der ganzen Manipulation erfüllt werden. Nur die Sorge vor einer Ansteckung bewirkt, daß die Frauen in der Auswahl und Behandlung des Schweinefleisches in neuerer Zeit vorsichtiger geworden, und darum im ganzen weniger Erkrankungen vorgekommen sind. Das keine Trichinenansteckungen mehr stattfänden, kann nur jemand behaupten, der nicht weiß, was in seiner nächsten Nähe vorgeht. —

Wir werden im folgenden Artikel noch einmal auf den sprechlustigen Herrn R. zurückkommen.

Gehen wir in die 70er Jahre zurück, so treffen wir auf eine Begebenheit, welche damals viel Staub aufwirbelte und an der so recht deutlich zu ersehen ist, was sich ein Parlamentarier gestatten darf, wenn er die nöthige Keckheit mit einer virtuosen Behandlung der Rhetorik verbindet.

Am 7. Februar 1873 hielt der Abgeordnete Lasker eine seiner fulminantesten Reden, in welcher er zum Erstaunen aller anwesenden Standes-, Gesinnungs- und Glaubensgenossen, Juristen, Agenten, Makler und israelitischen Börsenjobber „nachwies“(?), daß nicht die letzteren, sondern — man höre — deren Opfer, also die von ihnen Betrogenen, welche sich

---

*) Von demselben Abgeordneten finden sich weitere interessante Proben seiner „hervortretenden“ Thätigkeit auf S. 30 ff.

durch vielverheißende Prospekte zum Beitritt an gewisse (schwindelhafte) Gründungen hatten verleiten lassen, die Strafe bez. die allgemeine Verachtung treffen müsse! Durch eine jongleuse Geschicklichkeit, die einem Bosco Ehre gemacht haben würde, hatte der gewandte Redner den Spieß umgedreht und so die Dinge geradezu auf den Kopf gestellt.

Und — wozu der Lärm?

Der ganze Vorgang war ein fein durchdachter Coup, um einen lästigen politischen Gegner, den Geh. Rath W., abzuthun, dessen Schuld lediglich darin bestand, daß er sich von den eigentlichen Machern hatte ins Garn locken lassen.

Dieses Begebniß liefert einen treffenden Beleg, wie wenig Conformität der Abgeordnete mit seinen Wählern haben kann, und wie so häufig die eigentliche Volksmeinung durch den berufenen Vertreter ganz und gar nicht zum Ausdruck gelangt.

Wenn man die Parlamentsberichte liest, finden sich da nicht öfter Zwiegespräche zwischen einzelnen Abgeordneten, die — weit entfernt mit dem verhandelten Gegenstande im Zusammenhang zu stehen — nur pro domo geführt werden, sich gegenseitig in der öffentlichen Meinung zu diskreditiren und dabei seinen Witz leuchten zu lassen.

Mitunter werden aber auch dergleichen Disputationen zu anderen Zwecken in Scene gesetzt.

Ein Beispiel dafür.

Der Abgeordnete, zugleich Redakteur irgend einer obskuren Lokal- oder Börsenkorrespondenz, will sein Blättchen in Aufnahme bringen. Er meldet sich bei einem beliebigen Gegenstand zum Wort und flicht einige Hinweise auf die Zuverlässigkeit seiner Notizen, und daß er bereits vor vier, acht oder zehn Tagen das nun Eingetretene vorausgesagt habe, mit der unschuldigsten Miene von der Welt ein. Knüpft sich dann eine kleine Diskussion daran, so ist der Wurf prächtig gelungen.

Erinnert den denkenden Leser, wenn er folgenden Tages die Kammerberichte durchgeht, diese Gepflogenheit nicht an die kaufmännischen Reklamen, wie sie die „Goldene 110“ betreibt?

Freilich ein Unterschied ist darin. Die Marktschreiereien der letzteren Firma besitzen den großen Vorzug, daß sie in Versen abgefaßt sind, die meistens eines gesunden Berliner Humors nicht entbehren.

Mundus vult decipi.

Die Vansen sterben nicht aus, es sind ihrer immer wieder neue da, welche auch willige Hörer finden. Das Volk lechzt ja nach Belehrung, aber noch viel mehr nach aufregendem Klatsch.

Wenn wir alle die schönen, feurigen, überschwänglichen Reden aus der Konfliktszeit auf ihre praktische Seite hin prüfen, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß sie einen greifbaren Nutzen nicht gestiftet haben. Sie haben unendlich viel Unzufriedenheit erzeugt, haben das Volk in beständiger Aufregung erhalten, dabei sind aber die Dinge so maßlos übertrieben worden, daß das Ausland zu der Annahme ein Recht haben durfte, bei uns herrsche bereits die vollendetste Anarchie.

Beantworte man doch einmal ehrlich die Frage: In welchen Verhältnissen wir uns wohl heut befänden, wenn König Wilhelm I. und sein Premierminister durch all die zündenden Reden, die leider nur zu oft einen drohend revolutionären Beigeschmack besaßen und von Verdächtigungen aller Art gegen den letzteren strotzten, sich hätten abhalten lassen, die Militärreorganisation gegen den Willen der parlamentarischen Majorität durchzuführen? — Aller Wahrscheinlichkeit nach säßen wir jetzt noch tief in der Misere der deutschen Kleinstaaterei, möglich sogar, daß wir vielleicht in noch kleinere „Staatsgebilde“ zerstückelt worden wären, wozu die Lust unseren übermüthigen Nachbarn damals wahrlich nicht gefehlt hat.

Ein genialer Aufschwung ist von einer aus mehreren hundert Köpfen bestehenden Versammlung nicht zu erwarten. Da wird beantragt, diskutirt, zurückgezogen, Amendements eingebracht, verworfen, wieder debattirt und promittirt, bis endlich der ursprüngliche, göttliche Funke in der trockenen Behandlung des schleppenden Geschäftsganges ertödtet ist.

Mit Recht sagt schon das alte deutsche Sprichwort: Viele Köche verderben den Brei!

Ein vernünftiger, energischer Wille, wie er Alexander M., Friedrich II., Napoleon I. u. A. eigen war, vermochte mehr Großes zu vollbringen, als hundert Weltweise, denn — sind schon zwei Philosophen miteinander nie einer Meinung, was für ein kolossaler Streit muß erst entstehen (und entsteht auch immer, wie die Erfahrung lehrt), sobald ihrer hunderte beisammen sind.

Darf man trotz der eindringlichen Lehren, welche die Geschichte des Parlamentarismus giebt, wohl erwarten, daß die Parlamentarier von heute daraus eine Richtschnur für ihr Verhalten entnehmen werden? Ganz sicher nicht!

Unter so vielen Menschen, wie eine Kammer, ein Reichstag sie vereinigt, laufen auch manche winzige Geister unter, die dem hohen Fluge des genialen Staatsmanns nicht zu folgen vermögen und, welche aus Neid oder anderen persönlichen Impulsen eher dem Ganzen zum Schaden, als dem Einzelnen zu Gefallen wirken mögen.

In Einem nur gleichen sie alle einander, das ist in dem Streben nach Popularität.

Den untersten Klassen wird seitens der Regierung, wie der Abgeordneten eine Aufmerksamkeit gewidmet, die sie jeder Sorge bei eintretender Invalidität und Altersschwäche überhebt. Man beruft sich dabei auf notorische Armuth, auf Gebote christlicher Liebe und auf das Dogma von der Humanität.

Nichtsdestoweniger haben die Arbeiter kolossale Summen übrig zur Besoldung eines Heeres von Herumlungerern, sogenannten Führern, die nichts Bemerkenswerthes leisten, als die Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, die Industriearbeiter gegen die Fabrikanten u. s. w. aufzuputschen. Warum duldet man eigentlich eine Sorte Menschen, die — Bacillen gleich — den ganzen Arbeiterstand durchseuchen und vergiften? Da sind die Aerzte schneller bei der Hand, den Bacillus, wo sie seiner habhaft werden, zu vernichten. Wäre es nicht viel rationeller, die Arbeiter von diesen Schmarotzern, diesen Vampyren, zu befreien und die reichen wöchentlichen Geldbeiträge, welche die Rädelsführer jetzt in ihre Taschen verschwinden lassen oder sonstwie à conto von Agitationen, Reisen ꝛc. vergeuden, zur Errichtung gemeinnütziger Stiftungen als: Krankenhäuser, Asyle, Hospitäler ꝛc. ꝛc. zu verwenden?

Würde auf diese Weise das Selbstgefühl des Arbeiters nicht gehoben, wenn er sich sagen könnte: Das hast du dir, ohne Mithilfe Anderer geschaffen, während jetzt alles darauf hinausläuft, das bischen Ehrgefühl in seiner Brust im Keime zu ersticken, ihn daran zu gewöhnen, Almosen anzunehmen.*)

Wird nicht der Arbeiter gewissermaßen künstlich zu einem vaterlandslosen Individuum erzogen, wenn er zur Erhaltung des Staates nichts beiträgt? Ist es nicht betrübend, die Steuerlisten durchzusehen und daraus zu entnehmen, daß 20 Millionen Arbeiter in Deutschland keine Staatssteuern zahlen? Haben sie doch Geld genug, wie vorher bemerkt, um eine

---

*) George a. a. O. S. 45 spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Sich auf Almosen verlassen lernen, heißt nothwendig die Selbstachtung und Unabhängigkeit verlieren, die, wenn der Kampf hart ist, zum Selbstvertrauen nöthig sind. So wahr ist dies, daß, wie allbekannt, die Mildthätigkeit die Wirkung hat, den Anspruch zu erhöhen, und es ist eine offene Frage, ob öffentliche Unterstützungen und Privatalmosen deshalb nicht viel mehr schaden als nützen.

große Anzahl Agitatoren zu unterhalten und Streiks in Scene zu setzen, resp. zu unterstützen.

Der Mittelstand mag sehen, wie er zwischen der Scylla (dem Reichthum) und der Charybdis (der Armuth) hindurchsegelt. Ihm bürden die modernen Finanzkünstler fast aller Kulturländer die Lasten, für den Haushalt des Staates aufzukommen, nahezu allein auf. Dem Wohle des Arbeiters wird das Gedeihen des Mittelstandes d. h. die Existenz zahlreicher Familien, deren Einkommen zwischen 5000 bis 12 000 Mark jährlich variirt, geopfert.

Ist es gerecht, wenn das mit Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte erworbene Jahreseinkommen 3 bis 4 mal und noch öfter besteuert wird?

Wer in seinen kräftigen Jahren mühsam ein kleines Kapital erworben, von dem er im Alter zu leben gedenkt, dem wird eine Extrasteuer auferlegt, weil Zinsen, Renten, Dividenden und dergl. heut zu Tage gewissermaßen als ungerechtes — auf Wucher zurückzuführendes — Einkommen verpönt sind, und daher auch ganz empfindlich getroffen werden sollen.

Wieviel fehlt noch, und wir haben Proudhons Lehre „Eigenthum ist Diebstahl“ in die Praxis übersetzt. Freilich, wenn alle Welt aus der Hand in den Mund lebt, dann bleibt das Geld hübsch flüssig und das Ideal aller Socialisten ist erreicht.

Das Streben unserer Finanzoperateure im Verein mit einem Theile der, das große Wort führenden modernen Nationalökonomen geht ganz offenkundig dahin, dem Nachlässigen und Liederlichen (d. i. in socialistischer Sprache ausgedrückt: dem wirthschaftlich Schwachen) die Früchte des Arbeitsamen und Vorsichtigen (socialistisch: des Ausbeuters, des wirthschaftlich Stärkeren) in den Schooß zu werfen.

Es hat so ganz den Anschein, als solle die Sparsamkeit,

der Nothgroschen, als ein Uebel, an dem die Menschheit noch stellenweis krankt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Wenn bei dem gegenwärtigen niedrigen Zinsfuße der Staatspapiere und trotz aller in Rede und Schrift feierlich abgegebenen Zusagen, jede Doppelsteuer zu vermeiden, dennoch eine Vermögen-, Koupon- oder Rentensteuer, also eine recht in die Augen springende Doppelbesteuerung durchgeführt wird, so ist es schließlich gar nicht mehr der Mühe werth, daß sich der Mittelmann der Sparsamkeit noch befleißige, weil er keinen Segen mehr von seiner Enthaltsamkeit zu erwarten hat, und der solideste Stand, die Hauptstütze des Staates muß nach und nach dem Proletariat mit Sicherheit verfallen.

Ist dies das Ideal, welches unsern heutigen Finanzrevolutionären (die stets von ausgleichender Gerechtigkeit überströmen) vorschwebt? Dann darf man gespannt sein, was die kommenden Männer nach vollständiger Verpauverung des Mittelstandes unternehmen werden. Allerdings brauchen ja die am Ruder stehenden Herren sich darum nicht zu bangen. Läuft's schief aus, so geben sie ihre Demission.

Ging es doch ihrem großen Ahn, John Law nicht einmal an den Kragen.

Après nous le déluge! —

Der Mittelstand wird sich als ausersehenes Spekulations- und Abzapfungsobjekt nicht fortwährend benützen lassen und ruhig zusehen, wie man ihm sein wohlerworbenes Eigenthum in jeder Weise kürzt.

* * *

Jeder Geschäftsmann, wenn er nicht in Konkurs gerathen oder zum Betrüger werden will, erfüllt die Verpflichtungen, die er eingegangen ist. Thut er es freiwillig nicht, so zwingt ihn das Gericht, die vom Staat dazu eingesetzte Behörde.

Der konstitutionelle Staat erlaubt sich jedoch, wider Recht und Gesetz den Zinsfuß der Prioritätsobligationen von Eisenbahnen, die er erworben, ohne den, von den Gesellschaften ga-

rantirten Einlösungsmodus zu beachten und ohne die Einwilligung der verschiedenen Gläubiger nachzusuchen, sonder Skrupel um ½, später sogar um 1 % herabzusetzen. Das würde in einem rechtschaffenen absoluten Staat, z. B. in Preußen, nie vorgekommen sein, weil der König eine solche Maßregel nicht sanktionirt hätte. Im konstitutionellen Staat dagegen darf nur eine kleine Majorität dafür gefunden werden, dann heißt es flugs „das Volk habe so beschlossen“. Ist das rechtens?

Wie viele Millionen Mark Privatkapital sind bei diesem Arrangement zu Grunde gegangen? — Wer kann den Verlust berechnen, der den Besitzern in ihrer Gesammtheit erwuchs, welche die zur Konvertirung aufgerufenen Prioritäten mit 5 bis 6 % über pari (im Vertrauen auf ihre Sicherheit und staatliche Garantie) erworben hatten?

Der Verlust war ein zwiefacher, weil der geringere Zins zugleich eine Einbuße am Kapital im Gefolge haben mußte. Da nun die Besitzer solcher Werthe nach Hunderttausenden zählten, so bedeutete außerdem dieses Vorgehen eine nicht wieder einzubringende Schädigung des Nationalwohlstandes, denn die in Verlust gerathenen mußten ihre Bedürfnisse um den Betrag des Ausfalls beschränken.

Sehr gnädig von der obersten Finanzbehörde, daß sie sich bereit erklärte, denjenigen Gläubigern, welche die Konversion nicht eingehen wollten, den Nominalbetrag ihres Kapitals auszufolgen, das bedeutete bei dem Ueberparistande für je 318 Mark eine Rückgewähr von 300 Mark. Wer also ein Kapitälchen von 3180 Mark in Eisenbahnprioritäten angelegt hatte, war durch einen Federstrich des Finanzministers um 180 Mark ärmer geworden. Für manches sorgenschwere Familienoberhaupt ein harter Schlag.

Der Staat hätte, um korrekt zu handeln, die anfänglich (vor seiner Erwerbung der Bahnen) stipulirten Zinsen weiterzahlen müssen, bis die Obligationen nach dem Statut getilgt

werden durften; erst dann stand ihm das Recht zu, neue, mit einem ihm genehmen Zinsfuß, zu kreïren.

Es läßt sich übrigens unschwer nachweisen, daß die ganze Operation dem Staate den erhofften Gewinn nicht, sondern viel mehr Schaden eingetragen hat. Der Rückschlag auf das sittliche Bewußtsein des Volkes ist ein viel gefährlicherer in seinen Konsequenzen, als man vorausgesetzt hatte. Böse Beispiele verderben gute Sitten! —

In Oesterreich-Ungarn, wo man die Couponreduktionen auch in Scene setzte, hat sich ein Comitee gebildet, um mit einer Klage gegen die Staatsbahn behufs Vollzahlung der Coupons vorzugehen.*)

Jede von seiten des Staats unternommene plötzliche Finanzrevolution ist zu verwerfen, gleichviel ob die zufällige Majorität (Majoritäten beruhen stets auf Zufall) der Abgeordneten die Maßregel gut heißt oder nicht.

Je mehr Besitzlose die Kammer unter ihren Mitgliedern zählt, desto sicherer werden derartige Operationen durchgeführt werden können. Ein aus lauter Socialdemokraten gebildetes Parlament würde natürlich noch ganz anders dreinfahren, die haben es ja bereits bis auf 1 % gebracht und das waren noch die Gemäßigten, nun gnade uns Gott, wenn die sog. Unabhängigen und die *herzigen* Anarchisten zu entscheiden hätten.

Was würde aber dann wohl aus der Gesellschaft werden?

Ist es denkbar, daß ein Staat, dessen Vertreter sämmtlich Proletarier bez. Lumpen sind, auch nur die geringsten Aufgaben, welche das Zeitalter des Dampfes, der Elektrotechnik u. s. w. dem Menschengeschlecht stellt, zu lösen vermag?

Man wird die Unmöglichkeit zugestehen müssen, und darum muß der Staat seiner eigenen Existenz halber den

*) Vergl. Post No. 207 v. 31. 7. 1892. Wien 30. 7. (T. d. Herold). Neue freie Presse. Voß. Ztg. No. 400 v. 27. 8. 1892 (Handelstheil) ꝛc.

Besitzenden mehr Schonung und Rücksichtnahme angedeihen lassen, als dies durch die neuere und neueste Gesetzgebung der Fall gewesen ist.

Der Staat darf nicht, weil die Erhebung müheloser ist und die Quoten pünktlicher eingehen, den Wohlhabenden, den besseren Mittelstand mit Steuern überbürden, sondern gerade an dieser Stelle beweisen, daß auch der geringste Mann, dem die Wohlfahrtseinrichtungen und öffentlichen Anstalten ohnehin am meisten, man kann sagen einzig und allein zu statten kommen, zur Unterhaltung des Staates auch sein Scherflein beitragen muß. Das zu erreichen ist, wie wir erfahren haben, auf direkte Weise unmöglich. Ein großer Theil der Arbeiter und kleinen Handwerker wird immer verbrauchen, was er verdient und wenn der Steuererheber bei ihnen eintritt, muß dieser unverrichteter Sache abziehen.

Es bietet sich also nur ein rationeller Weg, d. i. die indirekte Besteuerung und was auch dagegen vorgebracht werden mag, das Eine steht fest, sie wird durch ihre in hundertstel Pfennig sich zersplitternden Bruchtheile von den Steuernden fast — man kann sagen — garnicht empfunden.

Was hat Berlin durch die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer gewonnen?

An Verbilligung von Brod und Fleisch nichts.

Zwar wird von den Vertheidigern der direkten Steuern behauptet, Brod und Fleisch wären genau um den Betrag des gefallenen Steuerbetrages wohlfeiler geworden, aber, um das wahrnehmen zu können, hätte man bei Prüfung der Backwaaren einer Lupe bedurft. Dann wird auch gesagt, daß unter Beibehaltung der genannten Steuern, wir heut noch viel höhere Preise für die nothwendigsten Lebensmittel zahlen müßten. Aber auch diese Behauptung ist hinfällig.

In der ersten Zeit nach der Aufhebung der Zollhäuser, als das Publikum gar keinen Unterschied bemerkte und in Versammlungen über Bäcker und Schlächter laut Klage ge-

führt wurde, vertrösteten Löwe-Calbe, der einer der Hauptagitatoren für Aufhebung der in Rede stehenden Steuern gewesen war, die Konsumenten, daß die ersteren noch von dem theuren Mehl Vorräthe, die letzteren aber „vorübergehend“ mit einer ungünstigen Conjunktur beim Vieheinkauf zu kämpfen hätten. Sobald diese Umstände gehoben, müßten die Lebensmittelpreise rapid fallen. Damit beruhigte sich das Publikum und das Interesse an dem Gegenstand erkaltete allmählig.

An einen wichtigen Faktor hatte man ganz und gar nicht gedacht und zwar an die Steuerkommission. In Erwägung, daß nun den Bäckern und Schlächtern durch die neuen Verhältnisse ein allzu reicher Gewinn zufließen würde, setzte man sie in der Gewerbe- und Einkommensteuer einige Stufen höher hinauf und daraus folgte, das die Erstgenannten nach dem, jedem Wesen angeborenen Selbsterhaltungstrieb nicht einmal mehr auf den Gedanken kamen, ihre Erzeugnisse wohlfeiler abzugeben.

Fast der gleiche Fall (mutatis mutandis) hat sich wiederum vor kurzem unter unsern Augen abgespielt.

Wer erinnert sich nicht der heftigen Reden im Parlament und der Brand- und Sensationsartikel in den liberalen resp. radikalen Zeitungen um Aufhebung oder Reduktion der Kornzölle — damit der arme Proletarier sich billigeres Brod verschaffen könne?*) Und wie steht es heute — nachdem der rasende See sein Opfer verschlungen, d. h. die Kornzölle gefallen und reichliche Ernten erzielt sind?**)

Ueber allen Wipfeln ist Ruh!

*) Vergl. u. a. Voß. Ztg. No. 267 v. 12. Juni 1891.

**) Lok. Anz. No. 471 v. 8. Okt. 1892: „Die Getreidepreise sind bei uns so niedrig, wie wir sie seit Jahrzehnten nicht kennen“. In England haben die Weizenpreise einen Standpunkt erreicht, wie sie niedriger selten waren und in Amerika herrscht eine Ueberfülle von Getreide, daß sie allerwärts auf den Weltmarktpreis drückt u. s. f.

Wir befinden uns immer noch auf demselben Punkt wie vordem. Nur ein schwaches Wetterleuchten erschien am fernen Horizont, allerdings in ganz entgegengesetzter Richtung.

Man las im September d. J. in einigen Zeitungen, daß der Herr Minister des Innern den Polizeipräsidenten von Berlin aufgefordert habe, sich darüber zu äußern, ob und in welchem Maße die hiesigen Bäcker mit ihren Preisen für Backwaare dem bedeutenden Sinken der Getreidepreise seit vorigem Jahre Rechnung getragen haben u. s. f.*)

Die überlauten Herren in Kammer und Presse sind „gewaltig still" geworden; man könnte, wenns der Anstand zuließe fast der Meinung zuneigen, sie hätten bestellte Arbeit geliefert oder — sie seien selbst Bäcker geworden.

Auch der gut gezielte Schuß des Herrn Ministers wird wie eine Platzpatrone verrauchen, denn schwerlich werden die Bäcker aller Stadttheile gezwungen werden können, ihre Waaren von gleichem Gewichte herzustellen.**) In besseren Gegenden enthält die Waare feinere Zuthaten, auch verursachen Ladeneinrichtung, Miethe, Personal ꝛc. größeren Aufwand, als in Arbeitervierteln; wer vermag das Verhältniß zwischen Qualität und Quantität genau von einander abzugrenzen? Es könnte also nur amtlich bekannt gegeben werden: Unter den Linden wiegt ein Brod, Hörnchen ꝛc. zu dem und dem Preise — soviel, während auf dem Wedding die Waare entsprechend größer, bez. schwerer sein muß. Aber keiner von den Konsumenten, der Unter den Linden wohnt, wird sein Dienstmädchen nach den Rehbergen schicken, um sein Frühstück daselbst vortheilhafter einkaufen zu lassen.

Ergo, bleibt Alles beim Alten.

* * *

Aus allen zum Lobe des Konstitutionalismus vorgebrachten Thatsachen geht keineswegs zur Evidenz hervor, daß

*) Lokal-Anz. No. 415 vom 6. September 1892.

**) Lok.-Anz. No. 485 vom 16. October 1892.

er die Menschheit zur Glückseligkeit hinüberzuführen die Macht besitzt. Er hat sogar, wie wir gesehen, so viele Nachtheile mit sich gebracht und groß gezogen, daß das Gute, was wir meinten von ihm beanspruchen zu dürfen, sich als illusorisch erwiesen hat.

Der Konstitutionalismus soll in erster Linie das Ventil sein, aus welchem revolutionäre Tendenzen und Ausbrüche entweichen; und was hat die Erfahrung gelehrt? — Daß wir nicht nur mit einer grimmen Opposition, die alle Macht in die Hände des Parlaments bringen möchte, rechnen müssen, sondern daß sich Parteien gebildet haben, die überhaupt jede sittliche und moralische Grundlage des Staates (leider auch der Familie) negiren und verspotten. So entsetzlich tief sind wir allmählig gesunken, daß wir mit Räubern, die uns frech die rohe Faust entgegenstrecken, mit der sie uns zu erwürgen trachten, paktiren (konstitutionell ausgedrückt: Kompromisse schließen) und dadurch als politische Partei anerkennen.

Wenn ein zielbewußter Socialdemokrat d. h. einer von den Führern (die andern sind nicht zu rechnen) sagt, er erstrebe auf parlamentarischem, friedlichem Wege eine andere Gesellschaftsordnung, so ist das eine offenbare Lüge, die nur auf den Gimpelfang berechnet ist. Niemals wird der Tag heraufdämmern, an welchem die Besitzenden freiwillig ihr Eigenthum den Schlemmern und Müßiggängern in den Schoß werfen werden. Das erwarten auch die Rädelsführer der Partei garnicht, wie aus unbedachtsam entschlüpften Aeußerungen und Reden, die sie in Volksversammlungen, auf Kongressen 2c. hielten, hervorgeht.*)

---

*) Bebel sagte wiederum in einer socialdemokratischen Versammlung zu Hernals „Der nächste Krieg, gegen den alle bisherigen ein Kinderspiel gewesen sind, wird der letzte sein, er wird uns die erstrebte Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft bringen". Vergl. Abendbl. der Staatsbürger-Ztg. v. 5. Sept. 1892. Deutlicher kann man sich doch nicht ausdrücken! —

Die nächsten Blätter werden über diesen Punkt weiteres Licht verbreiten.

Der Unterschied zwischen Socialdemokratie und Anarchismus, an den gewisse Fraktionsvorsteher die Blödsinnigen und Tölpel glauben machen möchten, ist ein Unding, ein Unsinn. Denn ob man einem Wohlhabenden das Haus mittels Dynamit über den Kopf zusammensprengt, daß ihn die Trümmer gleichzeitig ersticken, oder ob man ihn mit Feuerbränden daraus vertreibt, läuft doch auf eins hinaus. Die Meisten würden es wahrscheinlich vorziehen unter dem Schutt ihres Eigenthums kurzer Hand begraben zu werden, als in den alten Tagen (und das Schicksal träfe doch meist bejahrte Leute) mit dem Bettelstab umherzuwandern und durch die Gnade von Mordbrennern ein elendes Dasein zu fristen.

In Zeiten der Aufregung und Gefahr leistet der Konstitutionalismus nicht nur nichts, sondern er drängt das Vaterland geradezu an den Rand des Verderbens.

Wäre Kaiser Wilhelm I., der stets Siegreiche, von seiner Mission nicht so durchdrungen gewesen, und hätte ihm in Bismarck nicht ein so genialer Politiker und charakterfester — eiserner — Mann zur Seite gestanden, der schließlich nicht mehr auf die Schwätzer hörte, wer weiß, wer heute in Europa das große Wort führte. Sicherlich Deutschland nicht.

Recht treffend läßt einer unserer beliebtesten Belletristiker in seinem Roman „Die Lügner“ (ein Buch, das wohl jeder gebildete Mensch gelesen und die darin enthaltenen Wahrheiten empfunden hat) den Dr. Roth zum Redakteur Rudolph sagen:

„Ich bringe hier den Bericht über die gestrige Abgeordnetensitzung, die wieder einmal recht langweilig war. Die Reden wollten gar kein Ende nehmen. Viel Geschrei und wenig Wolle. Die Herren sprechen um so mehr, je weniger sie zu sagen haben. Es wird viel leeres Stroh gedroschen und schließlich geschieht doch nur, was die Regierung will.

Im Grunde genommen ist der ganze Parlamentarismus doch nur eine Komödie (und zwar eine sehr kostspielige), die der bekannte Schauspieldirektor mit seinen gehorsamen Puppen vor dem gedankenlosen Publikum aufführt."*)

II.

Ueber die Schädlichkeit des Parlamentarismus sowie dessen Verhältniß zur Presse.

Werfen wir einen Blick auf die heutigen europäischen Parlamentarier, so finden wir (die englischen etwa ausgenommen) in ihren Reihen die Urtypen von Zeitungsschreibern aller Gattungen und Farbennüancen der politischen Skala vertreten, vom Hochkonservativen bis zum weltstürzenden Socialdemokraten herab.

Diese enge Verbindung, oder präciser ausgedrückt, diese Verschmelzung der Interessen des Parlamentarismus mit der Publicistik ist eine höchst bedenkliche Erscheinung, welche sich im Organismus des modernen Verfassungsstaats mehr und mehr bemerklich macht und zwar zum nicht geringen Schaden des letzteren.

Der Parlamentarier soll in seiner Thätigkeit als Vertreter des gesammten Volks wirken, er muß ganz und voll die Geschäfte wahrnehmen, die ihm dieser Beruf auferlegt und darum darf er keine Nebendinge treiben, durch die er in Versuchung geräth, seinem persönlichen Vortheil das Wohl des Volkes zu opfern. Daß eine solche Gefahr aber bei denen, die eine Zeitung besitzen resp. redigiren, welche also Leitartikel entweder selbst verfassen, oder Anderen dahingehende

*) Max Ring, „Die Lügner" S. 139.

Inspirationen ertheilen, außerordentlich nahe liegt, hat sich leider nur zu oft recht augenfällig schon erwiesen.

Der Leitartikelschreiber ist in den meisten Fällen ein eigensinniger, unzufriedener und rechthaberischer Mann, der wegen Geschäftsüberbürdung stets Gefahr läuft, in sterile Zanksucht zu verfallen. Ihm muß naturgemäß das Gedeihen seines Blattes über dem Interesse des vielgegliederten Regierungsapparats (auf den er doch immer nur bedingungsweise einzuwirken vermag) stehen. Nehmen wir irgend eins der sog. politischen Tagesblätter zur Hand, so finden wir nicht etwa wie sich die Herren Redakteure gegenseitig ergänzen oder mit Rücksicht auf die Volkswohlfahrt belehren und überzeugen wollen, sondern wir begegnen da meist einem sarkastischen, schroffen, brüsken Ton, der nicht auf auserwählte Männer, sondern eher auf politische Kannegießer schließen läßt, die am Kneiptisch des Guten zu viel gethan.

Es sei uns fern hierzu Belege beizubringen; wir möchten ungern die Hand zur weiteren Verbreitung dieses krebsartigen Uebels leihen.

Dieselbe Unsitte, wie in der Presse, herrscht auch im Parlament. Sehr natürlich! Hier reden — dort schreiben sie, und ein Gegenstand, über welchen bei einigem guten Willen gleich anfangs eine Verständigung hätte erzielt werden können, wird durch die Schärfe der Diskussion wer weiß wie weit zurückgeschleudert.

Der solchem widerwärtigen Treiben fernstehende objektive Beobachter wird sich mit Abscheu davonwenden; anders aber ist die Wirkung auf die große Masse der Urtheilslosen. Wenn diejenigen, welche als die Notabeln der Nation betrachtet werden, sich die unliebsamsten, sogar nicht selten die ehrenrührigsten Dinge — wie Obskurant, Lügner und dergl. an den Kopf werfen und wie es verschiedentlich außerhalb Deutschlands vorgekommen, sich gleich Radaubrüdern miteinander raufen, so kann der Schade, den solches Gebahren auf die

minder Gebildeten ausübt, in keiner Weise wieder ausgeglichen werden. Man dürfte nicht fehlgehen, die Roheiten, die uns die Zeitungen Tag für Tag auftischen und deren Zeugen wir auch (in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, Eisenbahnen, Pferdebahnen ꝛc. ꝛc.) leider oft genug sind, auf das Conto jener häßlichen Vorbilder in Parlament und Presse zu schreiben. Der gute Ton ist beklagenswertherweise seit der Einführung des konstitutionellen Regiments im steten Rückgang begriffen und daran hat leider auch der unentgeltliche Volksschulunterricht nichts zu bessern vermocht.

Hat man vor dem Jahre 1848 wohl jemals von Gymnasiasten höherer Klassen vernommen, die gewohnheitsmäßig Ladendiebstähle begingen, oder von 10—12jährigen Mädchen, die ihren Gespielinnen die Ohrringe aushakten und verkauften*), oder aber von Rotten halbwüchsiger Burschen, die nicht nur raubten und brannten, sondern planmäßig durchdachte Morde ausführten und dergl. mehr?**) Oder waren in jener Zeit etwa Messerhelden bekannt? Nichts von alledem. Was in den öffentlichen Sitzungen der Kammern zu Madrid, Budapest, Paris u. a. a. O. geschehen, wo die Auserwählten des Volks sich gegenseitig wie die Rowdies der berüchtigten Ballonmützencompagnie traktirt haben, das wirft seine Schatten überall hin; bei dem heutigen Stande des Telegraphen- und Zeitungswesens zählen solche Vorgänge zu den internationalen Schäden***). Und sind wir denn so sicher, daß in einem deutschen Parlament dergleichen sich nicht auch ereignen könnte?

*) Vergl. Lokal Anz. No. 457 v. 30. 9. 1892.

**) Vergl. Freis. Ztg. No. 223 v. 23. 9. 1892. Lokal-Anzeiger No. 457 v. 30. 9. 1892.

***) Man lese die Kammerverhandlung, Paris, d. 19. Jan. 1892: Herr Constans, Minister des Innern, verabreichte dem Abg. Laur ein paar gewaltige Ohrfeigen, drehte ihn um und versetzte ihm dann einige kräftige Fußtritte. Wie der Bericht fortfährt blieben die Prügel jedoch nicht auf den letztgenannten beschränkt, sondern erstreckten sich noch auf andere Mitglieder des hohen Hauses, von

Man denke nur an einzelne heiße Tage unserer parlamentarischen Erlebnisse zurück.

Die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., insbesondere die Sitzung vom 7. August 1848 liefert dafür den unumstößlichen Beweis.*)

---

denen u. a. Castelin und Bondeau genannt werden. Vergl. Orig.-Bericht der Voss. Ztg. No. 62, 1892.

Selbstverständlich lassen sich die Pariser eine solche Gelegenheit, ihren Witz leuchten zu lassen, nicht entgehen. So schreibt Gavroche (Raoul Toché) im „Echo de Paris“ unter dem Titel „Gifluenza“ (Haupflanze) eine Parodie auf die unter den Berufspolitikern sich mehr und mehr einbürgernde Sitte, sich schlagender Beweismittel zu bedienen. Die Gifluenza, sagt Gavroche, nimmt bereits einen breiten Platz in unserm öffentlichen Leben ein. Sie sucht ihre Opfer besonders unter den Politikern, in deren Konstitution sie den geeignetsten Boden findet. Sie befällt ihr Opfer heimtückisch und gerade dann, wenn dasselbe es am wenigsten erwartet. Der, dessen Verhängniß es will, daß er von der Gifluenza ergriffen werde, fühlt zunächst eine starke Erregung, begleitet von Erscheinungen heftigen Aergers. In solchem Zustand nervöser Aufregung stößt er Worte aus, die eben so unzusammenhängend, wie unklug sind. Unmittelbar darauf, noch ehe er sich der Tragweite seiner begangenen Unklugheit bewußt wird, ist er gifluenzirt, gewöhnlich auf beiden Backen, mitunter auch nur auf einer. Sodann fühlt der von der Krankheit Befallene, wie ihm das Blut ins Gesicht steigt, seine Backen nehmen eine rosenrothe, violette oder blaue Färbung an, je nachdem die Schläge mehr oder minder kräftig waren. Die Symptome der Krankheit sind sehr verschiedenartig u. s. w. — Zum Schluß führt Gavroche noch verschiedene Abarten dieser Krankheit auf, z. B. die väterliche Gifluenza, die weibliche Gifluenza, die literarische Gifluenza, von allen aber die ansteckendste ist die politische Gifluenza. Daß es außer den bereits erwähnten Waschungen mit Blut, welche nur bei der literarischen und politischen Gifluenza angewendet zu werden pflegen, auch noch andere Mittel gegen die Folgen der Krankheit giebt, mag das nachstehende Gespräch bezeugen. Einer der letzthin schwerst gifluenzirten Parlamentier wird von einem seiner Freunde gefragt: „Nun, wie ist es abgegangen?“ — „O, sehr leicht, mit Arnika!“ —

*) Vergl. Sybel, Begründung des Deutschen Kaiserreichs ꝛc. I. 209.

Anläßlich des Vorkommnisses in der französischen Kammer (19. Jan. 1892) hörten wir einen sonst ganz verständigen, biedern Handwerker die Meinung aussprechen, daß es vielleicht nicht unangebracht wäre, wenn auch in einem uns näher gelegenen Parlamente einmal gewisse Schandmäuler vom Ministerpräsidenten einen gehörigen Denkzettel erhielten.

Doch nicht nur von den schriftlichen Ergüssen der banausischen Schriftgelehrten des modernen Parlaments wollen wir reden, sondern auch von ihrer, sowie von ihren geistig höher stehenden Kollegen, beliebten mündlichen Kampfesart.

War nicht Fürst Bismarck, der größte Staatsmann seiner Zeit, genöthigt, den schulmeisternden, brüsken, unanständigen Ton, welcher in den Debatten von nicht geringeren Männern, als Professoren, hohen Justizbeamten u. A. gegen ihn angeschlagen wurde, sich zu verbitten?*) Wer kennt nicht die Namen jener hochgelehrten demokratischen Kathederhelden, die in ihrer eingebildeten Unfehlbarkeit, ihrem Dünkel die wüsteten Redeorgien feierten?

Konnten die Herren, welche das Feld der Wissenschaft bearbeiten, darüber in Zweifel sein, ob es für Menschen ein absolutes Wissen giebt? — Mußten sie sich nicht erinnern, daß, so lange Wissenschaften existiren, ihre Jünger beständig unter sich in heftiger Fehde lagen? Und wie in Zeiträumen von kaum einem Menschenalter die Fundamentalsätze mancher Disciplinen z. B. in der Philosophie, Metaphysik, Biologie, Nationalöconomie u. a. bis auf den heutigen Tag sich fortwährend gewandelt und verändert haben?

Und dennoch diese scharfe, cynische Sprache, demjenigen gegenüber, der über die politischen Verhältnisse viel besser,

*) Man vergl. Sitzungsbericht der II. Kammer v. 22. Jan. 1864. Ein unbekannt gebliebenes Mitglied der Linken hatte dem Ministerpräsidenten „lächerlich“ zugerufen, darauf erwiderte der letztere: „Mit dergleichen Worten ist eine ruhige, ich kann sagen, anständige Diskussion nicht zu führen“.

gründlicher orientirt sein mußte und, wie die Erfahrung gelehrt, es auch war.

Wem da nicht die Schuppen von den Augen fallen, der ist nicht werth, sich des lieben Himmelslichts zu freuen. Diejenigen, welche nicht den Streit des Streites halber pflegten, zauderten denn auch nicht, den falschen Aposteln die Folge aufzukündigen.

Wie die Natur im Thierreich nur wenige außerordentliche Geschöpfe im Rahmen ihrer Rasse zeitigt, d. h. Geschöpfe, welche hinsichtlich ihrer Struktur über die Durchschnittsqualität hinausgehen, so verhält es sich auch mit der äußeren, wie mit der inneren seelischen Beschaffenheit der Menschengattung. Es werden, von der äußeren Formenbildung also abgesehen, procentualiter nur wenige, das gewöhnliche Mittelmaß überragende, sittliche Charaktere erzeugt. Der Mensch hat eine ganz besondere Inklination, der Selbstüberschätzung, dem Dünkel, dem Hochmuth zu verfallen und empfangene Wohlthaten seinem Wohlthäter gegenüber abzuleugnen, Eigenschaften, die sich bei den Thieren in viel geringerem Maße nachweisen lassen. Hausthiere: Pferd, Rind, Lamm, Ziege, vor allen der Hund bethätigen ihren Leitern, Hütern, Wohlthätern ein viel besseres Gedächtniß, als der Mensch. Selbst von Bestien wird berichtet, daß sie ein Dankgefühl andauernd bewahrten, wie der Löwe des Androkles, die Kampflöwen des Königs Ramses II, der Wolf des Kaisers Konrad II. u. a. beweisen.

Undankbarkeit, Genußsucht, Neid, Haß, Größenwahn, Heuchelei sind Erbfehler an denen das Menschengeschlecht in seiner Allgemeinheit krankt. Sollte man aber von den ersten Vertretern, den Auserlesenen des Volks nicht verlangen dürfen, daß sie in ihrem öffentlichen Verhalten solche in die Augen springenden Aergernisse, wenn auch nicht ganz unterdrücken, so doch wenigstens, auf ein gewisses Maß einzuschränken sich bemühten?

Wenn eine Repräsentativverfassung als das Ideal aller Regierungsformen, als das Glück einer Nation angesehen zu werden verdient, wie kam es denn, daß Friedrich Wilhelm IV., der seinem Volke eine solche verlieh, von den Gewählten des Volks so schnöden Undank einst erfuhr?

Wer Ohrenzeuge jener schandbaren Hetzereien, jener schamlosen Lügen und Beschimpfungen der königlichen Familienglieder war, die in den Tagen vor dem 18. März 1848 von der Tribüne in den Zelten, von den Bänken Unter den Linden, und von der sogenannten „faulen Grete“ im Kastanienwäldchen herab in den Janhagel und die Proletarierhaufen geschleudert wurden, der muß sich entsetzen, daß eine liberal sein wollende Presse es wagt, ohne Erröthen zu behaupten, die Märzbewegung hätten ideal angelegte Geister erweckt und verständnißvolle Arbeiter mit ihrem Blute ausgekämpft. Eins so unwahr, wie das Andere. Die Verfassung war bereits gegeben, weshalb also ein Erkämpfen und noch dazu auf den Barrikaden?*) Vielleicht, daß mancher Idealist, der geistvoll genug

*) Vergl. Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ I. 137 ff. Obwohl S. (I. 141) angiebt, daß seine Schilderung auf Angaben von Theilnehmern und Augenzeugen beruht, so möchte ich, der ich gleichfalls Augenzeuge dieser Vorgänge war, doch gegen die milden Farben, welche zu dem Gemälde verwendet sind, Einsprache erheben. Die Freiheitsmeetings, auf welchen begeisterte Reden gehalten wurden, waren im Grunde dasselbe, was heute eine Versammlung von Arbeitslosen ist, nur zügelloser, weil damals die Polizei zu den gröbsten Auslassungen schwieg. Sie war so eingeschüchtert, oder instruirt, daß sie den Versammlungen vorsichtig aus dem Wege ging. Wie man beim Besuch verdächtiger Lokale, die man doch auch einmal in der Nähe sehen will, zu thun pflegt, daß man sich dazu einer strolchartigen Metamorphose unterzieht, so mußte man für den Besuch öffentlicher Versammlungen im Jahre 1848 gleichfalls eine geeignete, zweckentsprechende Toilette anlegen. Wehe dem, der einen Cylinder trug; man schlug hinterrücks auf ihn ein, und unter frenetischem Gebrüll wurde der Träger auf die Straße geworfen. D. V.

war, ein mehr oder minder gutes Freiheitspoem zu verfassen, sich unter den Revolutionären (d. h weit weg vom Schuß) befand; zum praktischen Politiker oder Staatsmann taugte jedenfalls keiner von ihnen.

Wie viele haben das später nicht nur eingesehen, sondern auch bekannt.

Erst Bismarck, der bestgehaßte Mann und Minister seiner Zeit verstand die Kunst, den Parlamentarismus zu bändigen und die politischen Dilettanten und Faselhänse niederzuducken. Zwar gab es zähe Bursche unter ihnen, die selbst nach den unsterblichsten Blamagen, noch aus dem Staube den giftigen Stachel gegen ihren Ueberwinder kehrten, doch eine Ruhmeshalle hat Jung-Deutschland seinen: Löwe, Lasker, Parisius, Schulze II, Simson, Becker, Tellkampf, Waldeck u. s. w. nicht dafür errichtet.*)

Nur der letzgenannte, durch seinen Antheil an dem Ausbau der Konstitution, als Steuerverweigerer und als Verfasser der Anklageschrift auf Hochverrath gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel bekannter geworden als die übrigen, erhielt von den dankbaren fortschrittlichen Berlinern ein Denkmal, das recht deplacirt in einer Ecke des Alten Jacobi-Kirchhofs sich erhebt und frivolen Menschen Gelegenheit zu allerhand üblen Witzen bietet.**) „De mortuis nil nisi bene“.

Ein berühmter englischer Staatsmann hat den Ausspruch gethan: „Politik verdirbt den Charakter“. Im Hinblick auf die Entwickelung der ökonomischen Verhältnisse des bürger-

*) Vergl. Sybel, „Begründung des Deutschen Reiches ꝛc.“ I. 256. Die Versammlung faßte unter den Augen des zu ihrer Sprengung ausgesandten Offiziers den Beschluß, daß die Zahlung der (früher von ihr bewilligten) Steuern zu verweigern sei. Sie hatte sich damit selbst das Todesurtheil gefällt. Das Land der fortgesetzten Unordnung gründlich müde, blieb ruhig, und der gesetzwidrige Beschluß ohne alle Wirkung.

**) Siehe V. Laverrenz, „Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz“, S. 73.

lichen Lebens kann man vielleicht jetzt mit größerem Rechte sagen: „Parlamentarismus und Journalistik verderben die Menschheit".*)

Durch die enge Verbindung des Parlamentarismus mit dem Journalismus wird jener, wie mit diesem längst geschehen, zu einem gemeinen Spekulationsobjekt herabgewürdigt.

In betreff des ersteren ist schon vorher auf den verderblichen Einfluß, den die Volksseele durch ihn erlitten und der sich besonders in den Ausschweifungen und Roheiten unserer Jugend in abschreckendster Weise fühlbar macht, hingewiesen worden. Einige Vorkommnisse in der II. Kammer zu Berlin mögen als Illustration zu dieser Behauptung dienen.

Als der Professor Virchow sich bemüßigt fand, die Politik des Bundeskanzlers Grafen Bismarck auch dann noch in der heftigsten Weise anzugreifen, nachdem dieser vor ganz Europa Zeugniß abgelegt, daß der von ihm eingeschlagene Weg der einzig richtige gewesen, entgegnete ihm der Graf: „Er müsse sich wirklich wundern, woher der Herr Professor V. den Muth (?) nähme, seine Kritiken auch jetzt noch fortzusetzen.**)

Würden die Abgeordneten der Opposition nur annähernd einer so gemäßigten Sprache sich befleißigt haben, wie ihnen der Kanzler stets das Beispiel gab, es stände wahrlich besser um unser gesellschaftliches Leben. Wie nahe lag hier für den Grafen die Versuchung, einen billigen Sieg über den kleinen Politiker zu erringen, und dennoch das Maß in seiner Rede.

---

*) Vergl. Lok.-Anz. No. 41, vom 26. 1. 1892, Korr. dl.: Als Illustration dafür, mit welcher Art Waffen Viele, leider sehr viele Tagespolitiker (Parlamentarier) und Journalisten heute kämpfen, sobald es sich darum handelt politische Gegner zu befehden, daß dann keine Intrigue zu schändlich, keine Verleumdung zu niederträchtig ist 2c. 2c.

**) Sitzung des Abgeordnetenhauses v. 9. Dez. 1867.

Für jeden, der nur sehen will, liegt es auf der flachen Hand, daß der unziemliche Ton in der ersten Körperschaft eines Landes gerade die mittleren und unteren Klassen am leichtesten der Ansteckung unnobler Gesinnungen aussetzt, weil ihnen eine vorurtheilslose Prüfung — zu der es den Meisten auch an Zeit gebricht — abgeht.

Die Tagespresse aber, welche das Sensationsbedürfniß dieses Publikums zu ihrem Vortheil in klingende Münze umzusetzen stets bereit ist, sorgt nun durch Leitartikel und Sonabzüge, die in hunderttausenden von Exemplaren das Land überschwemmen, dafür, daß die spitzige, gereizte, bissige Ausdrucksweise nicht gemildert, sondern noch verschärft wird, und so muß Toleranz, guter Geschmack und bessere Umgangsform in der Bevölkerung mehr und mehr zurückgehen.

Selbst gebildete Männer, wenn sie als Wahlkandidaten in Vorversammlungen auftreten, verschmähen es nicht, sich des für den gemeinen Mann verständlicheren Umgangsjargons zu bedienen.

Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Abgeordneter in der Kammer, wo er sich also doch zweifellos in illustrer Gesellschaft befindet, Worte gebraucht, die man sonst an ganz andern Orten zu hören gewohnt ist.

In der 77. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 18. Juni 1892 sagte der Abgeordnete Rickert:

„Der vorliegende Fall ist Recht geeignet zu zeigen, mit welcher liebevollen Schonung ein Regierungspräsident behandelt wird, wenn er die Gesetze übertreten hat. Das ist der Unterschied zwischen uns und England; dort wird der Beamte angeschnauzt, sei er Minister oder Schutzmann, wenn er eines Deliktes sich schuldig gemacht hat. Der Regierungspräsident muß ebenso angeschnauzt werden von oben, wie er die Stadtverordnetenversammlung angeschnauzt hat u. s. w.

Also in einem Redesatze dreimal das ästhetische „angeschnauzt“; wahrhaftig, eine besondere Liebhaberei für starke Ausdrücke!

Sucht man dem Zornesausbruch auf den Grund zu kommen, so bleibt zuletzt nichts übrig, als völlige Gedankenleere. Es war eine Rakete, die, nachdem sie aufgerauscht, nichts hinterläßt, als Gestank und Qualm.

ad I waren vom Regierungskommissar bereits Erklärungen abgegeben, nach welchen der Präsident durchaus im Sinne echter Humanität — allerdings gegen den Wunsch der Merseburger Stadtverordneten — verfügt hatte. Damit war die Angelegenheit eigentlich erschöpft.

ad II. Zwischen englischen und deutschen Parlamentariern besteht allerdings ein riesengroßer Unterschied, aber ein anderer, als Herr R. ihn im Sinne hat.

Die ersteren entstammen beinahe ohne Ausnahme der höchsten Aristokratie des Landes; sie tragen die bedeutenden Kosten für ihre Kandidaturen, beziehen keine Diäten, sondern betrachten das Mandat als reine Ehrensache. In Deutschland dagegen werden die mit der Kandidatur verbundenen Ausgaben für Plakate, Agitationen und sonstige Wühlereien durch Tellersammlungen, freiwillige Kollekten, u. dergl. aufgebracht. Die Abgeordneten erhalten Diäten. Vornehmen Familien wie in England sind die wenigsten entsprossen.

Im deutschen Reichstage sitzen z. B. gegenwärtig u. A. 6 Cigarrenmacher, 4 Schreiner, 2 Gastwirthe, 2 Schuhmacher und ca. 19 verschiedene Professionisten. Unter diesen befinden sich 6 evangelisch-lutherischer Religion, 1 Katholik und 2 Juden, die übrigen Mitglieder dieser Gruppe sind nach eigener Angabe Dissidenten und Atheïsten. Zu erwähnen ist ferner, daß die meisten von ihnen das erlernte Handwerk nicht betreiben, sondern mehr oder weniger Journalisten, Redakteure und was damit in Verbindung steht, sind.

ad III behauptet R.: in England wird der Minister ebenso, wie der Konstabler angeschnauzt.

Möchte nicht Herr R., da er doch so ausgezeichnet orientirt zu sein scheint, die Güte haben, uns gefälligst mitzutheilen, wer in England die Schnauze (oben) besitzt, vor der die Minister beständig zittern müssen?

Zu gedenken wäre noch an dieser Stelle der Kontroverse, welche sich am 27. Januar 1863 im Abgeordnetenhause zu Berlin zwischen dem Ministerpräsidenten Bismarck und dem Grafen Schwerin entspann. Letzterer behauptete, des Ministers Rede habe in dem Satze kulminirt: „Macht gehe vor Recht", während in Preußen sonst nach dem Grundsatze: justitia fundamentorum regnorum regiert worden wäre. Obwohl der Premier sogleich gegen eine derartige Auffassung seiner Worte protestirte und zum Beweise dieselben sogar wiederholte, so verharrte die Opposition dennoch bei ihrer vorgefaßten Meinung. — Jahrelang wurde der ominöse Satz citirt und damit die Gewaltthätigkeit des Ministeriums begründet. Erst am 13. März 1869 erklärte Graf Schwerin: „Ich habe dem Grafen Bismarck das Wort „Gewalt geht vor Recht" nicht in den Mund gelegt, sondern seiner Zeit mich nicht gescheut, zu erklären, daß ich mich in Bezug auf seine Intentionen damals geirrt habe".

So kann also eine im blinden Parteifanatismus leichtfertig hingeworfene Beschuldigung, aus der für den Angegriffenen immer neue Verdrießlichkeiten und Aergernisse hervorgehen, mehr denn 6 Jahre Zeit bedürfen, ehe sie durch Widerruf endlich gesühnt wird. Ist denn aber eine vollkommene Sühne überhaupt möglich? — Ein Turkestaner Sprichwort sagt: Die Wunde von einem Säbel heilt, die von der Zunge nicht! —

Die sog. liberale Opposition und ihre wahrheitsliebende — aufklärende (!) Presse hat während dieses langen Zeit-

raumes natürlich niemals angestanden, aus diesem — Irrthum — Kapital nach Möglichkeit zu schlagen.

Noch ein Fall aus neuester Zeit.

Am 9 Mai 1892 entwickelte vor besetztem Hause der Oberstaatskritikus Richter, als welchen ihn Professor Delbrück in seiner „Polit. Korr." bezeichnet*) — in einer frappirenden Rede die Gefahren, welche über Berlin und des Weiteren auch über den preußischen Staat hereinbrechen könnten, wenn es sich bestätige, was einige Zeitungen ausgeplaudert hätten, daß höheren Ortes die Absicht vorläge, die Spree, gegenüber dem königlichen Schlosse, zu einem größeren Becken (Ententeich) zu erweitern und die Kosten der Ausführung durch eine Lotterie aufzubringen.

Nach einer Entgegnung des Abgeordneten für Teltow ergriff R. nochmals — mit der ihm eigenen Verve — das Wort.

Im ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Dahin sollte es jedoch für dieses Mal nicht kommen. Vielmehr sprang der Fortschrittsapostel in possirlichster Weise von einem Gegenstand zum andern über, wodurch er allerdings die Lacher auf seine Seite zog. Als er schließlich aber den Vorredner beschuldigte, er habe irgendwo seiner Freundschaft für einen Antisemiten Ausdruck gegeben, rief jener erregt und überlaut dazwischen „Das ist einfach gelogen!"**)

Einen Versuch, den Makel eines Lügners von sich abzuschütteln, hat der schneidige Fortschrittsmann, soviel uns bewußt, nicht einmal in einer persönlichen Bemerkung versucht. — Wir knüpfen keine Kritik an diesen Vorgang. Nur drängt sich uns eine Reflexion dabei auf: wie muß die Rückwirkung

*) Vergl. hierzu auch Post No. 152 v. 5. Juni 1892, Revue der Presse.

**) Vergl. Voss. Ztg. No. 217 v. 10. Mai 1892.

auf das Volk sein, wenn ein nobleman desselben — ohne zu mucksen — in öffentlicher Sitzung sich einen Lügner aufbrummen läßt.

Was nun den Journalismus angeht, so muß man sich zunächst die Frage vorlegen:

Wie viel — eigentlich richtiger wie wenig — von dem, was die Tagesblätter bringen, enthält positive Wahrheit und stiftet demgemäß wirklichen Nutzen?

Die Antwort fällt leider tief beschämend aus.

Jede politische Zeitung steht selbstverständlich in engster Beziehung zum Parlamentarismus und geht mit der von ihr vertretenen Partei durch dick und dünn. Alle ihr übermittelten Nachrichten werden auf diese Parteifärbung zurechtgeschnitten und in Leitartikeln besprochen. Daß sich Gott erbarme!

Diese einseitige Maxime zeigt schon zur Genüge, daß von objektiver Würdigung der Vorgänge nach ihrer Authenticität, ja selbst auch nur von einem logischen Gedankengange bei Beurtheilung derselben nicht die Rede sein kann.

* * *

Die berüchtigten Enthüllungen haben niemals anderen Zwecken gedient, als die Kassen der Redaktionen zu füllen. Durch derartige verabscheuenswerthe Spekulationen sind bisweilen die achtbarsten Persönlichkeiten in den Koth gezogen. Ehe dann die Angegriffenen sich zu rechtfertigen vermochten, waren sie in der öffentlichen Meinung ruinirt. Eine wirksame Widerlegung kann erst nach längerer und sorgfältiger Untersuchung geschehen, während dieser Zeit bleibt der Schimpf an dem Verleumdeten haften und keine noch so glänzende Gerichtssentenz ist im Stande, ihn später vollständig zu reinigen. Ein großer Theil des Publikums erfährt nicht einmal den Ausgang eines solchen Prozesses, weil das Interesse bei der Langwierigkeit der Verhandlungen längst erstorben ist.

* * *

In gleicher Weise zu verwerfen sind die von der großen Masse stets gern gelesenen Interviews, denen das Brandmal der Lüge oft auf der Stirn geschrieben steht.

Irgend ein nach Popularität dürstender Korrespondent begiebt sich in ein Minister- oder Gesandtschaftshotel und wird daselbst — nicht etwa von seinem auserkornen Opfer empfangen, — bewahre, so hoch versteigt sich der kühne Flug seiner Seele nicht einmal. In Portierlogen, auf Hintertreppen, und in Dienerzimmern forscht er nach den Lebensgewohnheiten, einzelnen Worten, Empfängen und Ausfahrten des Herrn und mit etwas schlauer Kombination kommt auf diese Weise ein regelrechtes, interessantes Interview zusammen.

Mitunter dienen allerdings die Interviews auch dazu daß ein politischer Agent, Botschafter oder Premier 2c. die allgemeine Aufmerksamkeit von einem in Bereitschaft gehaltenen Koup ab und auf eine falsche Fährte hinzuleiten wünscht. In diesem Falle ist es angezeigt, einen Korrespondenten einzuladen, ihm einige Worte geheimnißvoll ins Ohr zu raunen und am Schluß des tête a tête huldvollst zu gestatten, von der Unterhaltung „vorsichtigen Gebrauch zu machen". Unter solchen Umständen wird vor dem Druck in der Regel ein Conzept eingesendet, welches der Inspirator höchst eigenhändig korrigirt. Hieraus folgt wiederum, daß das Publikum stets dupirt wird; es erfährt nicht mehr nicht minder, als zur Erreichung eines gewissen Zwecks nothwendig ist.

In den seltensten Fällen werden Fürsten, hohe Staatsbeamte oder Fraktionsführer geneigt sein, ohne Selbstzwecke im Auge zu haben, sich von einem Preßagenten die Würmer aus der Nase ziehen zu lassen. Und somit verlieren die epochemachendsten Interviews für einen klaren Kopf jede Bedeutung. Sie sind auf Täuschung berechnet und stehen also mit gewöhnlicher Kaufmannsreklame fast auf gleicher Stufe.

Das ist also der vielberufene Segen und Nutzen der freien Presse, von der stets gefabelt wird, sie kläre das Volk auf, sei das mächtigste Kulturmittel, trage Sittlichkeit und Moral in die Bevölkerung und dergl. — Mit nichten! — Sie sollte und müßte freilich das alles thun, aber in Wirklichkeit erzeugt sie beinahe immer nur das Gegentheil. Sie ist gewissermaßen ein Mephisto in der Umkehrung des Goetheschen. Sie schadet auf der einen Seite mehr, als sie auf der andern Gutes zu schaffen vermag.

Gerade die liberalen Preßerzeugnisse, die dem Arbeiter durch ihre größere Wohlfeilheit zugänglicher sind, überbieten sich im Verketzern und Verunglimpfen politischer Persönlichkeiten.

Kaum sind auf einer Assemblee, einem Cercle oder einer Parade einige Worte gesprochen, so fallen auch schon die herumlungernden Preßhaie darüber her, sie zu verschlingen und in anderer Gestalt wieder von sich zu geben. Nun finden sie ein reiches Feld Conjekturalpolitik und Kritik in schändlichster Weise zu üben.*) Wird später der Originaltext einer so zergliederten Rede publicirt, dann stellt sich stets heraus, daß die Berichterstatter „geirrt" oder gar gelogen haben.

Man erinnere sich nur, welch ein unentwirrbares Lügengewebe die Reporter um den Fürsten Bismarck, Windhorst und andere höhere Persönlichkeiten spannen. —

Feile Individuen, um eine Stellung an einer x-beliebigen Zeitung zu erlangen, prostituiren ihre Feder, indem sie den Weisungen des Redakteur en chef folgend, ganz entgegen der eignen Ueberzeugung schreiben. Daher kommt es dann, daß beispielsweise in einer Berlinischen priv. Zeitung, an welcher fünf jüdische Redakteure wirkten, einer derselben über - -

*) Vergl. Voss. Ztg. Nr. 307 v. 5. 7., 370 v. 10. 8., 371 v. 11. 8., 387 v. 20. 8. 92 u. a. Leitartikel.

christliche Geistliche, Kirchenwahlen und Christfeste referirte. Daß dabei allerdings haarsträubendes Zeug herauskommen muß, leuchtet wohl ohne weitere Kommentation jedem ein. Nichts destoweniger spielt die Königlich Privilegirte bei jeder Gelegenheit, den braven Ritter sonder Furcht und Tadel. Diese Pseudo-Times schlägt mit dem Federschwert an ihren papiernen Schild und fordert jeden auf Leben und Tod heraus, der ihre Gesinnungstüchtigkeit in Frage zu stellen sich erkühnt. — Diese besondere Gattung von Gesinnungstüchtigkeit gestattet ihr nach Belieben, bald im sichern Fahrwasser des Conservatismus umherzukreuzen, bald in die Klippen der Socialdemokratie direkt hinein zu steuern.*)

* * *

Dieses Bouquet ließe sich noch durch manche farbengrelle, nicht minder stark duftende Blume vervollständigen. Wir wollen es jedoch für jetzt dabei bewenden lassen.

Wer den Dingen mit Aufmerksamkeit zu folgen gewohnt ist, wird zugeben müssen, daß solche und ähnliche Vorkommnisse deutlich genug zeigen, auf welcher schiefen Ebene Parlamentarismus und Journalismus sich bewegen und, daß man wohl mit Recht von einer Ausartung beider zu sprechen gegründete Ursache hat. Sollte es nicht möglich sein, daß die cholerischen Herren ausgemerzt würden, damit die übrigen in Ruhe und mit der einer Eliteversammlung angemessenen Würde, ohne Groll gegen einander an den Tag zu legen oder innerlich zu empfinden, über das Wohl des Volkes berathschlagten? Die Heißsporne, Zänker, Unpraktischen, sich unfehlbar Dünkenden 2c. 2c. müssen ausgeschlossen sein, mögen sie nun der äußersten Linken, den Socialisten oder Anarchisten zugehören. Diese sind die eigentlichen Reaktionäre**), die

---

*) Beispiele hierzu giebt Schellbach, Conventionelle Lügen 2c. S. 80—85 u. 132 ff.

**) Es giebt wohl kaum ein zweites Wort, das so verschieden, so unzutreffend, so perfid angewendet und ausgelegt wird, wie dieses

den Urzustand, den Kampf Aller gegen Alle, herbeiführen möchten, und wenn sie nicht baldigst kalt gestellt werden, es zu erreichen leider auch alle Aussicht haben.

—

III.

Socialdemokratische Taktik.

Nachdem wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf die halb- und ganz-links Eingesessenen des modernen Parlaments gelenkt, möchten wir bitten, uns weiter zu folgen, um auch diejenigen Persönlichkeiten näher ins Auge zu fassen, welche die äußersten, links in der Ecke gelegenen Plätze okkupiren.

Es ist dies die III. Gruppe, welche ausgeschieden zu werden, dringend geboten erscheint, weil sie es zu einem auch nur einigermaßen leidlichen Frieden unter den verschiedenen Bevölkerungsklassen nicht kommen lassen darf. Nur wo gehetzt, mit unlautern Mitteln, wie Lüge, Verleumdung, Verächtlichmachung heiliger Institutionen u. s. w. operirt wird, kann eine Partei, wie die socialdemokratische existiren.

Zur Kennzeichnung dieser Partei glauben wir kein besseres

---

politische Schlagwort, mit dem jeder seinen Widersacher auf der Stelle mundtodt zu machen sucht. Jeder interpretirt in dieses Wort hinein, was ihm eben paßt und, da es eine ganze Anzahl von Menschen giebt, die sich auf Etymologie schlecht verstehen, so bringt es immer noch eine gewisse, wenigstens für den Augenblick verblüffende Wirkung auf die gedankenlosen Massen hervor.

Ein Beispiel:

Von der Fortschritts- oder Deutsch freisinnigen Partei, die diesem Wort natürlich auch ihre eigene Auslegung giebt, berichtet der „Vorwärts“ in seiner Nr. 20, 9. Jahrg wörtlich folgendes: Wenn Herr Rickert in die Klage ausbricht, das Volksschulgesetz bedeute einen „Bruch mit dem alten bewährten Fridericianischen System“ so kennzeichnet dieses die ganze reaktionäre und feige Taktik der Freisinnigen u. s. w. —

Verfahren einschlagen zu können, als die den Kern der Dinge treffenden Worte eines charakterfesten Mannes, wiederzugeben, der den hohen Muth besaß, dieser unheimlichen Gesellschaft im Reichstage die Maske vom Gesicht zu reißen.*)

„Die socialdemokratische Partei hat absolut nicht das Recht, sich eine politische Partei zu nennen. Die Kollegen im Hause nehme ich davon aus, sie bewegen sich ja auch in so gewandten parlamentarischen Formen, daß die Leute draußen mißtrauisch werden und die Abgeordneten in jeder Volksversammlung konstatiren müssen, daß es sich im Reichstage nur um die Taktik handle und, daß sie mit dem allgemeinen Kladderadatsch hier ebenso einverstanden sind als außerhalb des Hauses. Es liegt ihnen auch gar nicht daran, hier das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern. Sie haben gegen alle reformatorischen Gesetze Widerspruch erhoben. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Arbeiter unzufrieden zu machen und ihnen die wohlersparten Groschen für ihre Zwecke abzunehmen. Ich bestreite ihnen auch das Recht, sich eine wirthschaftliche Partei zu nennen. Die Socialdemokratie umfaßt alle diejenigen Elemente im Lande, welche von Gift, Haß und Neid gegen die Gesellschaftsordnung erfüllt sind und alles mit Füßen treten, was dem Menschen heilig ist, oder heilig sein sollte. Wenn von jener Seite die Heiligkeit der Ehe angegriffen, die freie Liebe oft in erotischer Weise verherrlicht wird, wenn die Religion gelästert und der Meineid vertheidigt wird, wenn der Todtschlag verherrlicht und in der letzten Zeit sogar der Diebstahl mit einer gewissen Gloire umgeben wird, und alles mit einer Rohheit verbunden ist, die alles bis jetzt Dagewesene übertrifft, dann müssen diese Dinge in den Kreisen, wo sie Anklang finden, zu einer Demoralisation führen, die schließlich den Menschen zur Bestie macht. Ich begreife nicht wie es gegenüber einem solchen Zustande noch Menschen, namentlich Professoren, giebt, die der Socialdemokratie noch eine ideale Seite abgewinnen

*) Dieser Gruppe wurde, wie die Voss. Ztg. kürzlich berichtete, gelegentlich der Rede eines ihrer gewandtesten Führer (resp. Thatsachenverdreher) in öffentlicher Sitzung zugerufen „freche Gesellschaft."

Vergl. auch: Vorwärts IX. Jahrg. Nr. 36, 1. Blg. Kommunales S. 3.

können. Ich sehe nicht ein Jota davon in diesen Bestrebungen. Ich könnte das Gesagte durch zahlreiche Citate beweisen. Man geht mich um Schutz gegen die socialdemokratischen Agitatoren an, und sagt, daß ich zu milde im Reichstage spreche. Ein 68jähriger Handwerker aus Glauchau schildert mir, wie bereits die Kinder der Socialdemokraten durch die Lektüre socialdemokratischer Schriften vergiftet werden. Aus einer solchen Jugend müsse schließlich eine große Räuberbande werden.

Ich spreche nicht von der Tyrannei, welche die Socialdemokratie gegen ihre eigenen Angehörigen ausübt; das geht mich nichts an. Anders ist es aber, wenn man den Arbeitern vorschreibt, nicht mit sogenannten Blacklegs zusammen zu arbeiten. Die Socialdemokraten boykottiren nicht blos die Brauereien, sie verbieten nicht nur den Arbeitern mit solchen zusammen zu arbeiten, die von ihren Nachweisungsbüreaus nicht empfohlen sind, sondern sie schreiben auch den Leuten vor, nur von Produzenten zu kaufen, welche Socialdemokraten sind.

Ein von der Eisenbahnverwaltung entlassener Arbeiter findet in anderen Verwaltungen sein Brod; ein von Socialdemokraten boykottirter, gekennzeichneter, verrufener Arbeiter aber kann unmöglich noch Lust am Leben behalten, wenn er nicht in nichtsocialdemokratische Gegenden auswandert u. s. w."

Und was vermochte der begabteste Redner der Socialdemokraten zu erwidern?

Er beschränkte sich darauf die empfangenen Keulenschläge mit möglichster Würde — — — abzuschütteln. Als besonders drastisch muß es hervorgehoben werden, daß letzterer, nachdem er in Unterschiebungen, Verdächtigungen und Vermuthungen unglaubliches geleistet hatte, eingestand: — — daß sich Alles so verhielte, wie der Vorredner es geschildert habe; dann fuhr er wörtlich fort: „Alles, was er (Vorredner) an Citaten, heranzog, bezog sich auf eine längst vergessene Zeit (!!) . . . . und was er sonst von der Socialdemokratie sagte, sei allbekannt und es sei nichts Neues in dem, worüber er sich in seiner langweilig gehaltenen Rede verbreitet hätte."

Man würde eine solche Unverfrorenheit nicht für möglich halten, wenn nicht sämmtliche Blätter denselben Wortlaut der Rede gebracht hätten. Unwillkürlich wird man bei der Entgegnung des Socialisten an den dickfelligen Schulbuben erinnert, der nach einer wohlverdienten Tracht Prügel seinen Mitschülern gegenüber sich brüstet: Der Alte kann lange hauen, ehe es bei mir durchkommt. Wenn aber der Radikale sagt „die Schilderung des Vorredners sei langweilig gewesen“ und weiterhin „seine seit 25 Jahren im Hause sitzende Partei sei die stärkste in Deutschland“ so sind das bewußt ausgesprochene Unwahrheiten. Wie hätten wohl langweilige Aeußerungen ihn so erregen, so in Harnisch bringen können? — Durch sein unkluges, exaltirtes Gebahren bewies gerade er am handgreiflichsten, daß gegen die Wucht der erdrückenden Thatsachen nichts vorzubringen war. Und so bornirt kann doch niemand sein, er selbst am allerwenigsten, zu glauben, daß alle diejenigen, welche socialdemokratisch wählen, auch wirkliche Socialdemokraten sind. Lesen wir doch fast täglich von den verzweifelten Anstrengungen der Rädelsführer und, wie sie mit Güte oder Gewalt die Arbeiter verfolgen, in die Vereine schleppen und zu Mitgliedern pressen. Und trotz Aufwendung aller nur erdenklichen Mühen ist es ihnen bisher doch nicht gelungen, mehr als 35 Sitze zu erringen. Sie sind der Zahl nach, den Konservativen mit 71, den Nationalliberalen mit 41, den Freisinnigen mit 64, namentlich aber dem Centrum mit 113 Sitzen, immer noch bedeutend in der Minorität. Hiernach stellt sich das Verhältniß der Socialdemokraten zu den Vertretern der Ordnungsparteien etwa wie 1 : 8, den sämmtlichen Abgeordneten gegenüber jedoch wie 1 : 11. —

Nichtsdestoweniger ist dieses Zahlenverhältniß an und für sich höchst unerfreulicher Art und darum muß jeder, der es mit dem Vaterlande redlich meint, unablässig danach streben, die Ursache zu erforschen, wodurch die Socialdemokratie so viel

Terrain zu gewinnen vermochte, um ihr dann nach Möglichkeit den Boden, in dem sie wurzelt, abzugraben; oder: ob, wie vorher angedeutet worden, das Stimmverhältniß nur so voluminös erscheint, und die Zahl derjenigen, welche überzeugungstreue Socialisten sind, in Wirklichkeit gar nicht einmal so groß ist? —

Die officiellen Vertreter der Socialdemokratie versichern, daß ihr Streben darauf gerichtet sei, wie das aller übrigen Parteien, ihre wirthschaftliche Lage auf dem friedlichen Wege der Reformen zu verbessern, aber das ist pure Heuchelei; ab und zu lassen sie es nur zu deutlich durchblicken, daß ihnen jedes, auch das verwerflichste Mittel, Kampf bis aufs Messer (Raub, Mord ꝛc.), recht ist, ihre Pläne zu verwirklichen.*) Alle Rodomontaden von: Erstreben idealer Güter, von Befreiung der Menschen von aller Regierungs- und Klassentyrannei, von strengster Durchführung voller Gleichheit aller Genossen u. s. w. sind hohle Phrasen, ersonnen, um die urtheilslose Menge, welche derartige Verheißungen auf ihren wahren Werth zu prüfen nicht im Stande ist, zu fangen. Keine Partei ist unduldsamer als die socialdemokratische, das

---

*) Siehe Staatsbürgerztg. v. 5. 9. 92 Abbl. Referat über Bebel's Rede, welche dieser zu Hernals gehalten hat. Es heißt darin u. a. „Der nächste Krieg, gegen den alle bisherigen ein Kinderspiel gewesen sind, wird der letzte sein, er wird uns die erstrebte Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft bringen“ u. s. w. — Ist damit nicht ganz unumwunden auf den großen Klassenkampf, welcher der Socialdemokratie zum Siege verhelfen soll, hingewiesen? Wir werden später noch Gelegenheit finden, aus Bebels „Die Frau“ einige treffende Stellen dieses Genres zu citiren. D. Verf.

Vergl. auch die National-Ztg. Nr. 581 v. 16. Octbr. 1892. Nach dem Figaro hat Bebel den Ausbruch der socialdemokratischen Revolution, den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Diktatur des Proletariats noch innerhalb dieses Jahrhunderts prophezeit. Die socialdemokratischen Blätter und die Satiriker des großstädtischen Lebens bemühen sich um die Wette, die zunehmende

sieht man an den Raufereien in ihren Versammlungen,*) und wenn es ihr gelänge durch ein Massacre — anders ist ein Sieg der Socialdemokratie überhaupt nicht denkbar — die Besitzenden zu vertreiben, so bleiben, vorläufig wenigstens, die gegenwärtigen Führer an der Spitze und organisiren die neue Gesellschaft d. h. sie fertigen die Befehle aus, welche von den übrigen Parteimitgliedern in stummer Unterwürfigkeit auszuführen sind. Lange würde freilich der Convent sich seiner Macht wohl nicht erfreuen. Daß die Verhältnisse in concreto ganz entgegengesetzt den Versprechungen desselben sich entwickeln müssen, unterliegt für den logischen Denker nicht dem geringsten Zweifel.

Keine Partei wagt es, mit solcher Gewaltthätigkeit (auch selbst gegen ihre eigenen Anhänger) vorzugehen, wie die socialistische, und dabei steht sie doch gewissermaßen noch in den Kinderschuhen. Was hat man erst zu gewärtigen, wenn dieser Wechselbalg herangewachsen ist? — In keiner Presse wird der Andersdenkende so kanailliös verdächtigt, werden seine heiligsten Gefühle so rüde verspottet, wie in der socialdemokratischen.**) Daß diesen Schreibhandwerkern jede Spur

---

Alterung, Krankheit und Fäulniß der modernen Gesellschaft durch immer neue Züge und Zeichen zu beweisen u. s. f. —

*) Vergl. Voss. Ztg. Nr. 442 v. 21. Sept. 1892 Bericht über die socialdemokratische Gem.-Wähler-Vers. für den 15. Wahlbezirk. „Die Schlägerei nahm solche Dimensionen an, daß die Versammlung geschlossen werden mußte und Schutzleute für den Transport einer Anzahl schwer Verwundeter zu sorgen hatten. Zerbrochene Stöcke, Stuhlbeine, Hüte u. s. w. bedeckten den Saal gleich einem Schlachtfelde.“ —

**) Auf einzelne Artikel des Centralorgans der socialdemokratischen Partei sei hier verwiesen. In No. 28, IX. Jahrgang des „Vorwärts“ lesen wir unter der Ueberschrift: der grobe Unfug — von der Verkümmerung und Verkrüppelung des ganzen Rechts- und Freiheitslebens in allen unsern Institutionen. Daran schließt sich folgende Betrachtung: „Die Gesetze erscheinen viel-

von Schamgefühl abhanden gekommen, erhellt nicht nur zur Genüge aus den angeführten Beispielen, welche den massenhaften Pamphleten gegen unsere gesellschaftliche Ordnung, blindlings entnommen sind, sondern auch daraus, daß sie sich zum Genossen und Vertheidiger jedes Landstreichers, jedes unverbesserlichen Zuchthäuslers aufwerfen und sie, wie sich selber als Märtyrer zu verherrlichen suchen. Angesichts unserer vorzüglichen Einrichtungen, welche es dem Aermsten ermöglichen, durch Volksschule, Realschule, Gymnasium, Polytechnikum, Universität bis in die höchsten Beamtenkategorien aufzusteigen, sofern er nur genügende Befähigung beweist, wagen es diese hirnverbrannten, arglistigen

---

fach als gegen das Volk gekehrte Waffen, die man anwendet, wo sie nur eine Handhabe bieten. Das Reichsstrafgesetzbuch ist anerkanntermaßen ein sehr lockerer Bau, mit vielfachen Widersprüchen, schlecht in sich geordnet und mit höchst verfänglichen und vieldeutigen Bestimmungen. Hieran tragen die Gesetzgeber Schuld u. s. f."

In der Beilage derselben No. 28 steht unter „Lokales" eine krasse Schilderung von dem Elend einer Familie, deren Oberhaupt ein Verbrecher ist, der sich der über ihn verhängten Zuchthausstrafe durch die Flucht entzogen hat. Der Titel dieses aller Moral Hohn sprechenden Machwerks lautet: Der Hungertod vor den Thoren Berlins, und schließt mit den drohenden Worten: „Es hält wirklich schwer, angesichts solcher Zustände Ausdrücke nicht zu gebrauchen, welche das Verbrechen gegen ein halbes Dutzend Paragraphen des R.-St.-G.-B. involviren. Es gereicht uns zum Trost zu wissen, **daß unsere Leser uns verstehen** und daß sie aus vorstehender Schilderung **die Konsequenzen ziehen werden, die allein daraus gezogen werden können, auch ohne daß wir uns** der **emsigen Thätigkeit** eines **pflichteifrigen Staatsanwalts** zum Objekt überliefern". — Desgleichen sind auch die Nummern 23, 29, 41, sowie die Leitartikel der Nummern 20, 36, 41 u. a. voll der raffinirtesten Entstellungen, lediglich darauf berechnet, die Volksleidenschaften aufs Höchste zu entflammen und die verschiedenen Berufsklassen gegen einander zu verhetzen.

Umstürzler die Theorie aufzustellen, daß der Staat seine Verbrecher selbst heranziehe.*)

*) „Was immer einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht." Bebel.

Der Satz hat seine Richtigkeit, wenn man unter Gesellschaft: den Umgang, den sich jemand auserwählt, versteht. Sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wer Du bist. Dieser Satz hat schon lange vor B. bestanden. An dieser Stelle will aber B. seinen Satz nicht aufgefaßt wissen. Er will den gegenwärtigen Staat einzig und allein für das Vorhandensein von Verbrechen verantwortlich machen. Für die Erziehung politischer Verbrecher gebe ich B. und Genossen Recht. Der Staat müßte — um diesem Uebelstande zu steuern — die allzu politischen und durch die Presse begünstigten Vergehen mit viel abschreckenderen Strafen einschreiten. Wenn den bezahlten Agitatoren und den gewissenlosen Preßbuben das Handwerk gründlich gelegt würde, würden Hunderttausende von Arbeitern, die nun doch einmal zum Arbeiten auf der Welt sind, zufrieden — wenigstens nicht murrend ihre Arbeit verrichten. Also nur strengere Strafen können helfen, sowohl gemeine als auch sog. politische Verbrechen zu verringern. Ferner sollten die Richter nicht gar so ängstlich zwischen beiden Kategorien unterscheiden, denn ein politisches Verbrechen fordert in den meisten Fällen weit mehr Opfer, als ein gemeines. Mord ist Mord, und wer tödtet, der soll wieder getödtet werden. Jede Begnadigung resp. Amnestie ist eine Ungerechtigkeit, denn sie erstickt das Rechtsbewußtsein des Volkes. Derjenige, welcher sich gut als Bürger geführt hat, wird nie begreifen, warum er mit einem Verbrecher, der seine Schuld nicht vollständig gesühnt, auf gleicher Stufe rangiren soll.

Wenn der B.'sche Satz nach seiner Auffassung richtig ist, so ist es logisch, ihn auch auf B. selber in Anwendung zu bringen, und da kann ja B. sehr zufrieden sein mit dem, was ihm Gott u. Fortuna unter dem Schutze eben dieses von ihm angefeindeten Staates, in den Schooß gelegt hat. B. braucht nicht mehr das Drechslerhandwerk im Schweiße seines Angesichts zu betreiben, er lebt vielmehr so recht con amore, er reist, er spricht, er schriftstellert und

Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſt die kümmerlichen Flammen
Aus seinem Aschenhäufchen raus!

Nicht die wenigsten von denen, welche wir an der Spitze revolutionärer Bewegungen sehen, haben diese Wohlthätigkeitsanstalten (Unterstützungsfonds, Stipendien ꝛc.) persönlich genossen; da sie aber auf legalem Wege — gleich jenen borstigen Helden der Gigantomachie den Himmel nicht zu stürmen vermochten, so geriethen sie mit sich selber in Zerfall und warfen ihren Haß auf die bestehende Gesellschaft! — Das sind die Geister, welche die Socialdemokratie erzeugt und zu ihrer heutigen Bedeutung herangebildet haben, theils Schwärmer, theils charakterlose Männer, die so lange vom Schweiße der bethörten Arbeiter ihr Dasein zu fristen gedenken, bis ihre Hoffnung, das alte Staatsgebäude zu zerstören, in Erfüllung geht.*) Wie dieser allermodernste Staat (dessen Spitze einzunehmen jeder dieser Agitatoren ins geheim sich schmeichelt) dann aussehen, wie in demselben das Wohl der Gesammtheit, das Glück auch des letzten Individuums gesichert werden wird, davon verrathen die Herren nichts. Und so mannigfach sie auch schon in Parlamenten, wie in Volksversammlungen darüber interpellirt wurden, stets wußten sie nur eine negative Antwort vorzubringen; sie erklärten voller Emphase, daß in ihrem Staate Klassenunterschiede, Reiche, Arme u. s. w. nicht existiren würden, und wenn alle Menschen unter einander gleich seien, so müßten sie auch miteinander glücklich sein. Das Verkehrte dieser Schlußfolgerung leuchtet ein; denn so wenig zwei Menschen in ihrer äußeren Erscheinung sich einander gleichen, ebensowenig werden wir zwei Menschen gleicher

---

Wer solch ein Leben aus seiner oder Andrer Tasche führen kann, der ist wohlgeborgen. Also was zürnt der Mann des Volks auf unsern Staat? —

*) Eugen Richter giebt in seinen Jugenderinnerungen (Freis. Ztg. No. 243 v. 16. 10. 1892) folgende Schilderung von F. Lassalle: „Niemals später bin ich im öffentlichen Leben einer so durch und durch geckenhaften, eitlen Persönlichkeit wieder begegnet bei welcher die Arbeiterfreundlichkeit derart angenommene Maske war im Wider=

Gemüthsart, mit gleichen Talenten und gleichen mechanischen Fähigkeiten ausgestattet, auffinden.*)

Verfasser dieses nahm mehrfach Gelegenheit, Arbeiter, die in seinem Hause mit Renovationen beschäftigt waren, über ihre Vorstellung vom socialistischen Staate auszuforschen. Es waren mitunter wunderliche, konfuse Ansichten, die es da zu hören gab. Unter anderem arbeiteten einmal vier Maurer und ein Arbeitsmann in meiner Wohnung. In der Frühstücks- sowie in der Mittagspause wurde aus einem socialdemokratischen Blatte (ich glaube es betitelte sich die Freiheit) vorgelesen und darüber debattirt; ich hörte in meinem Nebenzimmer Wort für Wort; dann trat ich unter sie, betheiligte mich an der Unterhaltung und ersuchte den Hauptredner zunächst um eine Präcisirung des häufig vorkommenden Wortes Bourgeois. Und was erhielt ich zur Antwort? Bourgeois sei französischen Ursprungs, stamme aus den glorreichen Jahren von 1793 und schließe eine Menge Begriffe in sich, wie: Arbeitgeber, Wucherer, Feudalherr, Sklavenhalter, Schinder u. s. w. — Den übrigen Theil unsers Gesprächs will ich übergehen, aber noch erwähnen, daß der Meister beim Inspiciren seiner Leute gegen diese durchaus liebenswürdig war, während die Gesellen ihrem Arbeitsmann in der chikanösesten Weise begegneten; als ich mir das überlaute Sprechen und Schimpfen in meiner Wohnung schließlich verbat, erwiderte mir der Polier: „Der Arbeitsmann sei ein ganz dummes Luder, er verdiente nicht besser behandelt zu werden". Aber noch

---

spruch mit dem ganzen Kern seines Wesens 2c. 2c.". — Würde diese Schilderung nicht auch auf manchen der gegenwärtig an der Spitze der socialdemokratischen Partei stehenden Agitatoren passen? —

*) Anmerkung: Der Socialist, oder wie er sich lieber nennen hört: Nationalökonomist Henry George sagt in seinem Buch: Progress and poverty (Berlin, bei Staude 1881 p. 415). „Es giebt unter den Menschen unendliche Verschiedenheiten der Begabung und Veranlagung, wie es im physischen Bau so unendliche Verschiedenheit giebt, daß sich unter einer Million nicht zwei finden, die nicht

eine andere Wahrnehmung machte ich. Die Leute achteten streng darauf, daß nicht die Handwerkzeuge verwechselt wurden, sie hielten ihr Eigenthum hoch in Ehren und als dennoch einmal ein Pinsel verwechselt worden war, gab es heftigen Streit, desgleichen um ein verlegtes Stemmeisen.

Nun frage ich, sind das wirkliche Socialdemokraten, die ihren Untergebenen en canaille behandeln und die so exclusiv ihr Eigenthum behaupten?

Um nicht zu ermüden, will ich von der Aufzählung weiterer Beispiele Abstand nehmen, obwohl ich noch mit einigen interessanten, recht drastischen, aufwarten könnte. Sie liefern sämmtlich den Beweis, daß von Duldsamkeit, von allgemeiner Nächstenliebe in diesen Klassen kaum eine Spur vorhanden ist, von Idealismus aber nicht die geringste. Trifft man auf bessere Charaktere unter den Arbeitern, so darf man mit Sicherheit erwarten, daß sie mit jener rabiaten Partei nichts zu schaffen haben wollen.

Demnach glauben wir zu unserer oben ausgesprochenen Ueberzeugung vollkommen berechtigt zu sein, nämlich, daß die Gefolgschaft der socialdemokratischen Agitatoren zum großen Theil nicht weiß, um was es sich am letzten Ende handelt; sie ist das blinde Werkzeug in den Händen ehrgeiziger Streber und gewissenloser Ausbeuter.

Wer gewohnt ist, den Dingen auf den Grund zu sehen und nur einige historische Kenntnisse besitzt, der wird für das

---

von einander zu unterscheiden wären. Ich bin durch Beobachtung und Nachdenken zu der Ansicht gelangt, daß der Unterschied der natürlichen Gaben nicht größer ist, als der äußeren Gestalt oder der körperlichen Kraft". Nachdem George diese Wahrheit anerkannt und überflüssigerweise auch noch Beispiele in Hülle und Fülle dafür beigebracht, kommt er dennoch zu dem Schluß, daß alle Menschen gleich glücklich werden könnten. Und das sollte durch seinen Vorschlag -- das Privatgrundbesitzthum abzuschaffen und eine Rente dafür einzuführen, wirklich denkbar sein?

Sonderbarer Schwärmer! —

Auftreten, Entwickeln und Ausarten der heutigen Social-demokratie hundert Analogien finden, sowohl auf religiösem, als auch auf nationalökonomischem und politischem Gebiete, ob er nun bei Aegyptern, Griechen, Römern oder bei Spaniern, Engländern, Deutschen u. s. w. darnach ausschaut. Dennoch möchte es gewagt sein, Prophezeihungen auszusprechen; soviel nur scheint festzustehen, daß es auf eine oder die andere Weise zum Austrag kommen muß, vielleicht bälder, als man im allgemeinen anzunehmen scheint. Das Möglichste hat die Socialdemokratie bereits erreicht, ohne von ihrer Bissigkeit abzulassen. Ihr mehr einzuräumen, hieße sich ihr auf Gnade und Ungnade überliefern.

Ausfälle und Drohungen gegen die höchsten Autoritäten des Reichs, wie wir sie jetzt in socialdemokratischen Versammlungen und Zeitungen (Vorwärts, Gleichheit, Volkstribüne 2c. 2c.) antreffen, sind unerhört und fordern gebieterisch Remedur.

Möchten doch gewisse Kreise sogar dem Oberhaupt des Staates das Recht der freien Meinungsäußerung, das dem letzten Bürger gewährleistet ist, bestreiten.

Finden wir schon in liberalen Zeitungen, die unter anständiger Flagge segeln, wie z. B. die „Königlich privilegirte Berlinische“, Hinweise auf die Verfassung, daß ein konstitutioneller Regent, ohne Gegenzeichnung eines Ministers, ein Manifest nicht veröffentlichen dürfe, so ist das Verfahren, welches die socialdemokratischen Preßhandwerker bei solcher Gelegenheit einschlagen, selbstverständlich ein viel weniger zu rechtfertigendes. Beide, Freisinnige wie Sociale, drehen und wenden den Wortlaut kaiserlicher Aussprüche, die meistens gar nichts Außergewöhnliches, sondern in allen Fällen eine ganz natürliche Auffassung der Dinge bekunden, so lange unter ihrer Lupe herum, bis sie eine Stelle entdeckt zu haben

vermeinen, ihre boshafte Kritik wirkungsvoll einsetzen zu können.*)

Unsere Gesetze bieten leider keine genügende Schneide, solche Gattung Schuldiger zu strafen, weil letztere gleich dem feigen Meuchler einen Versteck, einen Hinterhalt aufsuchen, von welchem aus sie ihre giftigen Pfeile hervorschleudern.

Trotz dieser unleidlichen Zustände erinnert die vorerwähnte, zur Berliner Großpresse gehörige Zeitung immer und immer wieder an Friedrich II. geflügeltes Wort: Gazetten müssen nicht genirt werden. Ja! Wenn nur der große König auferstände und das Leben und Treiben, will sagen den Unfug, welcher von der Reklame-, Wucher- und Socialisten-Presse gegenwärtig zu Tage gefördert wird, sähe, er würde höchstwahrscheinlich einen andern Ton anschlagen, vielleicht sich nicht einmal damit begnügen, mit dem historischen Krückstock zu drohen, sondern sans façon den zudringlichen Schreiern und professionirten Köpfeverdrehern einmal tüchtig auf die Schmierfinger klopfen.

IV.

Die Preßthätigkeit der Socialisten.

Haben wir im vorigen Abschnitt von der Socialdemokratie im allgemeinen gesprochen, so wollen wir nun die

*) Man vergl.: Vorwärts No. 41, IX. Jahrg., S. 1 Spalte 2 „Militarismus auf der Anklagebank". Voss.-Ztg. No. 442 vom 21. Sept. 1892. — Ebenda No. 446 v. 5. Oct. 1892. — No. 371 v. 11. Aug. 1892. — No. 482 v. 14. Oct. 1892. Das kleine Journal No. 57, XIV. Jahrg., „Demonstration von Arbeitslosen". Die Gleichheit No. 4, II. Jahrg., S. 34, „Nieder mit dem Militarismus". Vorwärts No. 50, IX. Jahrg., S. 3, unter Gerichtszeitung, „Wegen Beleidigung des deutschen Heeres ꝛc. ꝛc.". Berliner Volks-Tribüne No. 10, VI. Jahrg., „Aus der Woche". Frankfurter Zeitung, „Gekrönte Worte", und dergl. mehr.

speciellere Thätigkeit einzelner Führer, welche im deutschen Parlament Sitz und Stimme haben, als Schriftsteller näher ins Auge fassen. Es wird allerdings bei dem ungeheuren Wust, der in dieses Gebiet entfallenden Literatur kein Leichtes sein, in dem kleinen Rahmen einer Broschüre darüber erschöpfend abzuhandeln. Glücklicherweise kann jedoch Vieles ausgeschieden werden, das nicht nur von Gegnern sattsam widerlegt, sondern das auch von den heut in den Parlamenten wirkenden Vertretern socialistischer Richtung, als nicht mehr vollgiltig, verworfen worden ist.

Schon beim ersten Anblättern der hier in Frage stehenden Bücher, Broschüren und Flugblätter empfängt der unbefangene Leser den peinlichen Eindruck, daß es den Verfassern weit weniger darauf ankommt, die möglichst objektive Wahrheit an den Tag fördern zu helfen, als daß es ihnen vielmehr darum zu thun ist, durch ungewöhnliche Kraftausdrücke,*) boshafte Raisonnements und Erregung von Haß und Neid die bestehende Ordnung durch plötzliche, exstinktive Gewalt entfesselter Proletariermassen zu stürzen.

Neue Gedanken, beziehungsweise in die Wirklichkeit übertragbare Vorschläge, welche die Glückseligkeit, oder auch nur eine nachhaltige Besserung in den wirthschaftlichen Verhältnissen der untersten Volksmassen herbeizuführen im Stande wären, finden sich nirgends.

Bebel, mit dem wir uns später eingehender beschäftigen werden, sagt höchst naiv: Nachdem sämmtliches Privateigenthum confiscirt ist, (er muß wohl voraussetzen, daß sich das so ganz harmlos, ohne alles Blutvergießen erreichen läßt)

*) Einige der beliebtesten Wörter des socialistischen Lexikons sind z. B. „goldene Jugenddeselei; von quammig-quabbligem Stoff geknetet; schlotternde Gewissensspeln; nationalmiserabel für national-liberal; bismärkeln; Reptilien-Truggeschwefel; mit sittigem Augengelispel; Lohnsklave für Kommis; Arbeitsthier für Handarbeiter; Lustthier für Gattin.

wird sich das Ganze spielend von selbst vollziehen; und a. a. O.: „Es wird der Himmel auf Erden sein!"

„Sich spielend von selbst vollziehen!" Das sollte doch dem einfältigsten Arbeiter, wie dem enragirtesten Socialdemokraten Mißtrauen gegen das Bebel'sche Himmelreich auf Erden einflößen.

* * *

Einer der populärsten socialdemokratischen Agitatoren ist zweifelsohne der Abgeordnete, Journalist Wilhelm Liebknecht, ein Mann, dem man wenigstens, was bei den meisten seiner Parteigenossen nicht der Fall ist, zugestehen muß, daß er von Jugend auf in anständiger Gesellschaft verkehrte, insoweit, als er das Gießener Gymnasium, die Ludoviciana, sowie die Universitäten Berlin und Marburg frequentirt hat.

Uns liegt eine Broschüre vor: Grund- und Bodenfrage, Leipzig, die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre erschienen ist. Aus der Anlage, der Gruppirung und Beibringung des vielen Materials ist deutlich zu ersehen, daß es L. darauf ankam, seinem Büchelchen einen bleibenden Werth zu sichern und darum wählen wir auch gerade dieses opus zur Besprechung.

Zunächst wird das socialdemokratische Steckenpferd „die Grund- und Bodenfrage" in allen Gangarten vorgeritten. Wie im Cirkus bei lebendigen schönen Pferden die Dressur mutatis mutandis auf dasselbe hinausläuft und darum die Antheilnahme des Publikums allmählig abstumpft, so auch hier; man muß eben unverwüstlicher Sportsmann sein, um längere Zeit an dergleichen Evolutionen Gefallen zu finden.

Diesen Coup haben die Manegereiter wohl begriffen, sie verstehen ihren Touren dadurch Interesse zu sichern, daß sie sich nirgends zu lange aufhalten.

Was thut aber Liebknecht?

Er reitet uns den Lycurg, Plato und Aristoteles in mäßigem Trabe vor, geht dann ins Travers des Chrysostomus,

des Anselm v. Canterbury und Duns Scotus über zu den Salto mortales der: Montesquieu, Rousseau, d'Alembert, Mably u. A. bis er endlich, allerdings durch ein unbeabsichtigtes Tourné zu Cervantes gelangt, mit dem er als zweiter Don Quijote sich, muthvoll gefaßt, in den Kampf gegen die Windmühlenflügel stürzt.

Daß ein ernsthafter Mann solch' einen aussichtslosen Krieg, wie denjenigen gegen das Eigenthum, aufs Neue entfachen wollen kann, ist unfaßbar. Die socialistische Lehre von der Konfiskation des Privateigenthums bedeutet den Verzicht auf alle Kultur, Sitte, Kunst und Wissenschaft, überhaupt alles desjenigen, was den Menschen zum Ebenbilde Gottes macht.

Als unsere Altvordern das Nomaden- und Jägerleben aufgegeben und feste Wohnsitze genommen hatten, mußte sich das Privateigenthum herausbilden; denn wie schon bei den Wilden keiner des andern Wigwam einreißen und dafür den seinen aufrichten durfte, so litt es auch keiner unserer Altervāter, daß jemand ihm den Grund, auf welchem sein Bärenfell lag, seine Blockhütte stand, streitig machte. Sie behaupteten allesammt den einmal ausgewählten Platz. Und wenn sie in frühester Zeit sich ihres Eigenthumsrechts auch nicht, dem heutigen Sinne nach, bewußt waren, so erhellt doch aus dem Angeführten schon zur Genüge, daß sie nicht nur eine Vorstellung von Privateigenthum besaßen, sondern, daß sie auch ältere Ansprüche ohne Weiteres achteten und anerkannten.

Das ist klar und unanfechtbar.

Pferde, Rinder, Schafe u. s. w. suchen ihre Stallungen auf, der Hund seine Hütte, der Vogel sein Nest ꝛc. Aber nicht nur die Hausgenossen des Menschen, sondern auch die wilden Thiere kehren in ihre Lagerstätten resp. Höhlen u. s. w. zurück. Der Bieber errichtet seine uneinnehmbare Burg, der Fuchs gräbt für sich und die Familie einen ausgedehnten Bau, die Biene fertigt ihre Zellen, der Adler seinen Horst,

und alle diese Geschöpfe vertheidigen ihr Heim, ihr Familieneigenthum bis auf den letzten Blutstropfen gegen den andringenden Feind. Das Recht auf Eigenthum an Grund und Boden ist durch die Natur selbst bewiesen und mithin eine göttliche Einrichtung, die sich übrigens gegen die Ableugner und Nichtsthuer gerade am segensreichsten bewährt. Denn, gäbe es keine persönlichen Eigenthümer, die dafür sorgten, daß Getreide, Feldfrüchte aller Art ꝛc. in genügender Menge angebaut würden, so müßten selbstverständlich die Tagediebe und Faullenzer nicht nur Noth leiden, sondern sie würden geradezu verhungern müssen.

Wie aber ein wissenschaftlich gebildeter, älterer Mann, zugleich ein Radikalist, so tief in den Sumpf der pechschwarzen Reaktion hineingerathen kann, das individuelle Bodenrecht — im Hinblick auf unsere hoch entwickelten Kultur- und Rechtsverhältnisse — bestreiten und vernichten zu wollen, um dann an deren Stelle antediluvianische Zustände einzuführen, das ist ein noch unverständlicheres und unverständigeres Verfahren, als die Handlungsweise eines Straßenräubers, der einfach todtschlägt, ohne sein Verbrechen durch wissenschaftliche Trugschlüsse zu beschönigen. Une gravité trop étudiée devient comique; ce sont comme des extrémités qui se touchent. (Labruyère Caractères). Seite 23 heißt es:

> „Die Eisenbahnen müssen gemeinschaftliches Staatseigenthum sein, weil sie, im Privatbesitz einzelner Individuen, diesen die Macht verleihen, alle übr'gen Glieder der Gesellschaft in ökonomischer und polit scher Abhängigkeit zu halten“.

Diese Forderung des socialistischen Programms haben ja nun die Socialdemokraten erreicht und daran gerade zeigt sich wieder so recht evident, daß der Privatbetrieb dem Staatsbetriebe unendlich vorzuziehen ist. Der staatliche Mechanismus ist schwerfälliger, die Einnahmen sind unergiebiger geworden, und die Aktienbesitzer, mit deren Gelde die Bahnen gebaut wurden, die das Risiko bei der Anlage getragen haben,

erhalten anstatt der früheren 4½% Zinsen, gegenwärtig nur 3%. — Genau um soviel, wie die Differenz (also 1½%) beträgt, sind aber die Aktionäre (jetzt Consolbesitzer) wirthschaftlich geschwächt worden, d. h. was man ihnen genommen, können sie nicht mehr ausgeben. Schon daraus geht hervor, daß socialistische Prinzipien die Glückseligkeit der Bevölkerung nicht herbeizuführen vermögen. Im Gegentheil! Mancher Wittwe, manchem Pensionär, deren bescheidenes Kapital in Eisenbahnobligationen angelegt war, wurden mit der Umwandlung der Prioritäten in Consols der Lebensfaden abgeschnitten, sie mußten sich gewöhnen, in ihren alten Tagen zu darben. Im Reichstage ist verschiedene Male darauf hingewiesen worden — so noch in der Sitzung vom 7. März 1882 durch Richter, Hammacher u. A.

Seite 36 wird die Geschichte von Wilhelm dem Eroberer erzählt, dabei aber wohlweislich verschwiegen, daß der Herzog im Grunde nur sein gutes Recht in Anspruch nahm und, daß die Angelsachsen ihn durch öftere Empörung zwangen, Strenge gegen sie zu üben. Was L. über das Doomsday-Book aussagt, steht im Widerspruch mit den Urtheilen unserer namhaftesten Historiker und hervorragendsten Statistiker. Es dürfte auch nicht übersehen werden, daß König Wilhelm von 1066—1087 regierte, also zu einer Zeit, die nicht nach unsern heutigen Begriffen von Recht beurtheilt werden darf.

Seite 39 und 40 beglückwünscht L. das souveräne englische Volk im Voraus für das Abschütteln der Monarchie. Er sagt: „die Zeit ist nicht fern!“ — Wenn ihm nur die Zeit dabei nicht etwas lang werden wird. Dergleichen „mit mathematischer Gewißheit“ ausgesprochene Prophezeihungen haben doch nicht den geringsten Werth.

S. 65. „Das in Jagdreviere umgewandelte, dem Zweck der Ernährung von Menschen entzogene Land (es handelt sich dabei um die Aufhebung der unrentablen Schaftriften).

hat in den letzten 25 Jahren seinen Werth (als Waldung) verdoppelt und verdreifacht."

Diesen mit sittlichster Entrüstung ausgestoßenen Satz würde L. selbst, wenn es ihm gerade in seine Beweisführung paßt, a. a. O. als eine volkswirthschaftlich höchst rationelle Maßregel vertheidigen.

Nach einigen vernichtenden Attacken auf die englische Bourgeoisie fährt L. Seite 71 fort:

„Es fehlt selbstverständlich nicht an Gimpeln, die sich durch das Wörtchen „frei" fangen lassen, doch sind diese Gimpel in England, wo der Borgeoisliberalismus längst seine Karten ausgespielt und all seine Versprechungen auf dem Prüfstein der unerbittlichen Praxis in ihrer Nichtigkeit zeigen gemußt hat, weit seltener als in unserm lieben Deutschland, das, trotzdem es vom „Denkervolk" bewohnt wird, auf ökonomischem Gebiet ebensoweit hinter England zurück ist, wie auf politischem hinter Frankreich. „Freiheit" im Munde der Bourgeoisie heißt Entfernung aller Fesseln und Schranken, welche die Bourgeoisie an Erringung der socialen und politischen Weltherrschaft hindern. „Freiheit" heißt Herrschaft, und die Freiheit wird somit, da die Herrschaft die Unfreiheit des Beherrschten zur nothwendigen Voraussetzung hat, im Munde des Bourgeois in ihr Gegentheil verwandelt. Beiläufig hat das Wort Freiheit die nämliche Bedeutung im Munde aller Parteien, die nicht die vollständige Gleichheit aller Staatsbürger, sondern die Herrschaft, sei es einer Klasse, eines Standes oder einer Person erstreben. Freiheit der Bourgeoisie ist Herrschaft der Bourgeoisie, unbeschränkte Freiheit, unbeschränkte Herrschaft. Die unbeschränkte Herrschaft ist überall das Ziel der Bourgeoisie; selbst in Deutschland, wo die Borgeoisie sich so feig unter die Machthaber des Staates beugt, sucht sie den Staat sich ökonomisch dienstbar zu machen, ihn ökonomisch lahm zu legen. Sie stärkt ihn politisch, indem sie thatsächlich auf das Steuerbewilligungsrecht verzichtet und riesige Armeen bewilligt — freilich mit dem Hintergedanken, sie einst gegen die Arbeiterbataillone zu verwenden; und gleichzeitig sucht sie den Staat ökonomisch auf Null zu reduciren, indem sie ihm die Domänen, die Eisenbahnen, die Bergwerke entreißt, ihm jedes

industrielle Unternehmen verbietet. „Wir, die Bourgeoisie von Geldsacks Gnaden, haben das Monopol der ökonomischen Ausbeutung; uns gehört alle Produktion, uns gehört alles Eigenthum, der Staat hat unser Eigenthum zu schützen, und die, welche sich dagegen auflehnen sollten, erforderlichen Falls niederzukartätschen; aber darüber geht auch seine Aufgabe nicht hinaus. Begnügt sich der Staat nicht mit der Rolle unseres bezahlten Schutzmannes, erdreistet er sich, uns Konkurrenz zu machen, unser Monopol anzutasten, so verfehlt er seinen Beruf, verletzt er „Recht“ und „Freiheit“, „unser Recht, unsere Freiheit“.

„Das ist der Sinn des „freien Lands“, des Freihandels der Industriefreiheit, des bürgerlichen „Rechtsstaates“, der ganzen Bourgeoisfreiheit“.

Dieser schönen Blüthe üppiger Phrasendreherei noch etwas hinzuzusetzen, scheint überflüssiges Beginnen.

S. 83 findet sich der Satz: „Man kann zugeben, daß die Lage unserer Landbevölkerung (Deutschlands) nicht so schlimm ist, wie in England und Frankreich!“ Auf S. 72 wird aber gesagt „daß wir auf ökonomischem Gebiet so weit hinter England, wie auf politischem hinter Frankreich zurück seien.“ Demnach muß doch unsere Lage schlimmer sein! — Man tröste sich mit dem Ausspruch Mephistos: Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren.

Recht kräftig nimmt sich die folgende Fanfaronnade aus:

„Die großen Gutsherren sind richtige Hechte im Karpfenteich. Die armen Karpfen, d. h. die Kleinbauern sind blos dazu da, um die vornehmen Hechte zu mästen. Fürsten brauchen dies nicht zu sein, nicht einmal Adlige; ein guter Bürgerlicher, der sich für „sein“ aus dem Mark des arbeitenden Volks geschlagenes Geld ein Rittergut oder was sonst die Bezeichnung ist, kauft, wird ein ebenso guter Hecht, wie ein reichsunmittelbarer Fürst oder Landjunker mit ellenlangem Stammbaum. Wenn man Hechtszähne und einen Hechtsmagen hat und Karpfen in der Nähe, so lernt sich der Karpfenfang und das Karpfenfressen gar rasch!“ (sic.)!

Auf S. 84 beginnt eine Erzählung, die an Gewundenheit und tendenziöser Entstellung nicht leicht ihres Gleichen finden dürfte. Es betrifft die Arbeiterenqueten.

In dem angezogenen Beispiel wird behauptet, der Staat habe nur die Bourgeois gehört, während die Arbeiter nicht zu Worte gekommen seien. Ganz am Schluß der langathmigen Schilderung wird aber doch zugestanden, daß die letzteren um ihre Meinung befragt worden, aber aus Furcht ihre Stellen zu verlieren, die Wahrheit nicht bekannt hätten. Nun schält sich erst der Kern der Sache heraus.

Es handelt sich bei dem hier in Frage stehenden Fall um einen socialdemokratischen Aufwiegler, welchen die Arbeiter durch ihr Zeugniß nicht genügend entlastet haben sollen.

L. macht nun die Regierung für die Beeinflussung der Arbeiter in den Enqueten verantwortlich und geht dann zu seinem gewöhnlichen Diskurs über, daß die armen geknechteten Arbeiter eingeschüchtert würden durch den Säbel, welcher haut, durch die Flinte, welche schießt*) und durch einen großen Polizeiapparat.

S. 101 wird eine aus sechs Köpfen bestehende Arbeiterfamilie vorgeführt, deren Oberhaupt sich das hohe Verdienst erworben, einen socialdemokratischen Arbeiterverein zu gründen. Auch bei der Reichstagswahl hat sich der Mann sehr nützlich durch seine Agitation und durch Zettelvertheilung gemacht, besonders aber dadurch hervorgethan, daß er dem Wahlvorsteher scharf auf die Finger gesehen. Der Arbeiter kommt natürlich bei diesem politischen Sport in seinen Verhältnissen zurück, und die Frau mit den vier Kindern muß ins Armenhaus wandern. Diesen Arbeiter feiert L. als einen Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung und schmäht die Einrichtung

---

*) Geflügeltes Wort vom Minister v. Eulenburg herrührend. Sitzung des Berliner Landtags v. 29. Januar 1876.

des Staates, daß so ein despotischer Ortsvorsteher „einem Staatsbürger" androhen dürfe, ihn in ein Arbeitshaus stecken zu lassen, wenn er seine Familie nicht ernähre. Daran knüpft L. folgende Betrachtungen:

„Der Arbeiter, welcher den Reichthum schafft, aber arm ist, weil er als Lohnsklave andern die Früchte seiner Arbeit überlassen muß, von derselben bürgerlichen Gesellschaft, die durch ihn sich bereichert, zum Verbrecher gestempelt, weil er statt sich selbst zu bereichern, Andere bereichert, — das heißt zum Schaden den Spott hinzufügen! Möge das arbeitende Volk die Lehre verstehen! Die Noth ist ein Verbrechen, welches das arbeitende Volk an sich selbst begeht.

Warum haben die Arbeiter nicht den Verstand der bürgerlichen Gesellschaft?

Und „willkührliche" Haftstrafe! „Eventuell", d. h. nach Willkühr Einsperrung in eine „Zwangs-Arbeitsanstalt" bis zu 2 Jahren!

Laßt euch begraben ihr Faselhänse vom „Rechtsstaat", und triumphiert ihr Wagener, Ofenheim, Miquel und ehrenwerthe Genossen! Das Zuchthaus welches ihr mit dem Aermel gestreift, es hat keinen Platz für euch, denn es wird gefüllt mit Dummköpfen, die, statt zu stehlen und auszusaugen, sich haben bestehlen und aussaugen lassen bis aufs Mark. Die ehrliche Arbeit im Gefängniß oder der „Zwangs-Arbeitsanstalt", und das gründernde Faullenzerthum auf dem Gipfel der Gesellschaft, in der Gesetzgebung in — doch der Leser möge sich selber diesen Satz vollenden. Nicht bloß die Ehrlichkeit führt ins Gefängniß, auch die Wahrheit. —?"

Derartige Reflexionen und Begriffsverwirrungen können doch nur dem Kopfe eines unheilbaren Tollhäuslers entspringen. Man fragt sich kopfschüttelnd, wie solch ein verkommenes Subjekt ein so gewissenloser Bummler, der Weib und vier Kinder dem Hunger preisgiebt, Anlaß zu derartigen Ausbrüchen geben kann? Noch schlimmer wird die Erzählung dadurch, daß L. dieses Musterexemplar eines Gliedes des souveränen socialdemokratischen Volkes nicht einmal selber kennt, sondern, daß er nach dem Hörensagen berichtet und so in

Extase dabei geräth! — Solche übertriebene Gereiztheit ist stets ein sicheres Anzeichen, daß man sich auf falscher Spur bewegt. Je besser die Sache, desto ruhiger die Diskussion.

Seite 106 lesen wir:

„Die reichen holsteinischen Gutsbesitzer und die Gutsverwalter besichtigen die in Reih und Glied aufgestellten Knechte und Mägde, genau so wie auf den Sklaven- und Viehmärkten die menschliche und thierische Waare besichtigt wird, werden dabei mitunter handgreiflich, genau wie auf anderen Sklaven- und Viehmärkten, und schließen dann, wenn die Waare sich preiswürdig erweist, den Handel ab. Auch kommt es vor, daß die Waare von Spekulanten en gros aufgekauft und en détail wieder verkauft wird, so daß wir neben den Sklavenmärkten auch einen förmlichen Sklavenhandel haben. Wie es diesen Sklaven in ihrem Sklavendienst geht, das kann man sich an den fünf Fingern abzählen".

So das selbstkomponirte Thema, dem nun einige Variationen angehängt sind, die eine unglaubliche Technik und Meisterschaft in Erfindungen und Pseudologien bekunden.

Auf gleicher Linie stehen die Schilderungen betreffs Hessen-Darmstadts, Hessen-Cassels, Nassaus, sowie einiger Gegenden am Rhein. Diese gesegneten Länderstriche werden, wie uns der Augenschein im vergangenen Jahre lehrte, durchaus rationell bewirthschaftet und der Gemüsebau hat infolgedessen eine hohe Entwickelung erlangt; dasselbe gilt vom Taback, Flachs u. s. w. — Die Weinkultur steht in voller Blüthe. Daß die Bevölkerung, welche in den zwischendurch vorkommenden, weniger fruchtbaren Gegenden wohnt, ein mühevolleres Dasein führt, ist ganz natürlich, aber die Agitationen und Verheißungen der Socialdemokratie werden wohl ebensowenig Wandel darin schaffen können, wie sie aus einem Esel ein Pferd zu machen im Stande sind.

Nach einem längeren Citat aus John Stuart Mill's: Principles of political economy (B. II, Ch. 1) fährt L. Seite 158 fort:

„Zu so „kräftigen“ Anstrengungen wird nach Aufhebung des Privateigenthums allerdings kein Mensch „aufgestachelt“ werden, daß er sich zu Tode arbeitet, sich „abrackert“ — ebensowenig wie es in unserer bürgerlichen Gesellschaft noch vorkommt, daß der Sklavenbesitzer seinen Sklaven mit der Peitsche, oder einem vorn mit einer eisernen Spitze versehenen Stock oder „Stachel“ so lange zur Arbeit zwingt, bis der Gemarterte leblos zu Boden stürzt. Die Peitsche, der „Stachel“ im unfigürlichen Sinne sind durch unsere humane Gesetzgebung längst abgeschafft; wir haben bloß noch die moralische Peitsche, den moralischen Stachel, womit die Arbeitgeber Hunderttausende und Millionen von männlichen und weiblichen Lohnsklaven vor die Hörner des Dilemmas treiben, entweder Hungers sterben, oder sich im Dienste des Kapitals zu Tode zu arbeiten. Dieser Stachel wird in der socialistisch organisirten Gesellschaft fehlen, aber der edle Wetteifer, das gesteigerte Pflichtgefühl — nicht eitele Sucht nach Bewunderung — der von dem Joch der niederen Selbstsucht befreiten Menschen sind mehr als genügender Ersatz; und erwägen wir ferner, daß der Hebel des Interesses, der jetzt nur auf eine winzige Minorität wirkt, dann (freilich in geläuterter Form, das persönliche Interesse mit dem Gemeininteresse zusammenfallend) auf sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft wirken, und — nicht minder bedeutendes Moment! — daß die socialistische Gesellschaft für die Entfaltung der Fähigkeiten eines jeden Gesellschaftsglieds sorgen wird, während die heutige Gesellschaft der Majorität der Menschen die Bildung einfach unmöglich macht, so leuchtet es ein, daß, auch abgesehen von der größeren Concentration und besseren Organisation der Arbeit im allgemeinen, die persönliche Arbeit der einzelnen Gesellschaftsglieder eine ungleich produktivere sein muß, als in der heutigen Gesellschaft. —“

Wenn die große Masse des Volkes so beschaffen wäre, wie sie hier geschildert wird, d. h. wenn die Arbeitgeber sämmtlich Ungeheuer und die Arbeitnehmer lauter gutmüthige dienstwillige Menschen wären, dann würde man dem socialistischen Autor beipflichten müssen. Aber er beantworte uns doch einmal ehrlich die Frage: Wie viele Menschen giebt es denn, die aus purer Liebe zur Arbeit arbeiten? Das

wird doch immer nur ein geringer Theil derselben sein. Die Meisten werden stets durch sogenannte moralische Mittel — das ist hinlänglich erwiesen — durch Zwang (Hunger) dahin gebracht werden müssen, das nothwendige Pensum zu vollenden.

Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Der Passus von dem edlen Wetteifer und dem gesteigerten Pflichtgefühl der Arbeitsgenossen des socialdemokratischen Staates klingt ja sehr verlockend, aber er verräth, daß derjenige, der auf alle die erwähnten guten Eigenschaften schwört, die Menschen, (speciell die gewöhnlichen Handarbeiter) nicht kennt, wie sie in concreto sind und deshalb bleibt von dem prächtigen Panegyrikus auf die letzteren nichts übrig, als eine hohle, nichtssagende Phrase. Die Socialdemokratie hat doch nur um deswillen so viele Anhänger gefunden, weil ihre Apostel weniger Arbeit und mehr Lohn, und zwar sehr hohen, sicheren Lohn in Aussicht stellen.

Auf Seite 164 führt L. für die Rechtlosigkeit des Besitzes an Grund und Boden J. S. Mill ins Gefecht, indem er sagt: Mill habe in seinem Werke „Principien der politischen Oekonomie“ sich das unleugbare Verdienst erworben, die Grund- und Bodenfrage von vielen verwirrenden Anhängseln zu befreien und die Berechtigung der Rückkehr des Grundeigenthums in den Besitz der Allgemeinheit anerkannt.

Es würde zu weit führen, diese einseitige Auffassung L's gebührend zu widerlegen, deshalb müssen wir uns darauf beschränken, demjenigen, der sich von der Wahrheit jener Behauptung überzeugen will, zu empfehlen, das Werk Mill's, Principles of political economy, selbst zu studiren. Schwerlich dürfte ein Unbefangener zu derselben Auffassung, wie L., gelangen.

Am Schlusse unserer Besprechung wollen wir noch einige temeraria et periculosa aus der L'schen Broschüre hersetzen, welche deutlich zeigen, daß die Reichstagsabgeordneten der socialdemokratischen Partei nicht — wie sie stets versichern — auf friedlichen Wegen ihre Ziele zu erreichen gedenken, sondern, daß sie nur des Augenblicks harren, wo ihnen Zeit und Gelegenheit Erfolg verheißen, die gegenwärtig bestehende Staatsform zu zerstören. Was — in Ermangelung eines rationell durchführbaren Programms — dann geschehen wird, ist für denjenigen, der in der Geschichte einige Kenntniß besitzt, unschwer zu ergründen. Ein Bürgerkrieg, blutiger als die Welt ihn je gesehen, wird entbrennen, die Ordnungspartei aber schließlich siegen, und die nächste Folge eine Militärdespotie (à la Sulla, Octavian, Cromwell, Napoleon rc.) im glücklichsten Falle die absolute Monarchie sein.

Doch hören wir zuvor noch einmal L.:

„Macht sich der Staat zum Werkzeug der herrschenden Minoritiät und stemmt er sich in deren Sonderinteresse gegen die vom Gemeindeinteresse erheischte Reform der Grund- und Bodenverhältnisse, — nun so wird das nothwendig Gewordene zur Wirklichkeit werden. — — —

Es ist mit den gesellschaftlichen Vorgängen ähnlich wie mit den Naturvorgängen. Die treibenden Kräfte sind uns bekannt, wenigstens genügend, um die Wirkung im Allgemeinen zu berechnen, allein die Einzelheiten der Wirkung entziehen sich der Berechnung.

Wir kennen die Gesetze der staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung, wie wir die Gesetze der Windströmungen, der Witterung kennen, aber so wenig der kundigste Meteorolog die Witterung des folgenden Tages genau bestimmen kann, weil zu viele, in unendlich verschlungener Wechselbeziehung stehende und darum nicht mit mathematischer Gewißheit zu berechnende Factoren im Spiel sind, ebensowenig kann der kundigste Socialpolitiker den Verlauf der Gesellschaftskrise, in der wir jetzt stehen, in allen Einzelheiten vorausbestimmen. Die Logik lehrt uns zwar, nach welchen Gesetzen der Mensch denkt, Psychologie, nach welchen Gesetzen er empfindet und

handelt, allein wir sind nicht im Stande, unseren Mitmenschen ins Hirn und ins Herz zu sehen. Ist es doch schon sprüchwörtlich schwer, sich selber zu kennen, geschweige denn ein fremdes Individuum oder gar eine Klasse von Individuen. Und inmitten dieser millionenfachen Verschlingungen, Wechselwirkungen des gesellschaftlichen Lebens!

Wir wissen, die heutigen Eigenthumsverhältnisse sind eine vorübergehende Gesellschaftsform, die sich zu einer höheren Gesellschaftsform entwickeln muß. Wir wissen aber nicht, welche Beschleunigung oder welche Hemmnisse dieser Entwickelungsproceß finden wird.

Emancipirt sich der Staat freiwillig, d. h. in Folge richtiger Anschauungen der Regierenden, von dem Klassencharakter, den er heutzutage hat; wird er, was er sein soll, Volksstaat, Ausdruck des Gesammtwillens, Verwirklicher des Gesammtinteresses, so vollzieht sich die Umgestaltung allmählig, ohne gewaltsame Schädigung der Privatinteressen, auch der unberechtigten, aber bisher von dem Gesetz sanctionirten. Das ist Reform. — Bleibt dagegen der Staat starrer Klassenstaat, so verschließt er freilich den Weg friedlicher Reform; ein Moment wird kommen, wo die Unerträglichkeit der Zustände die Menschen in die Alternative versetzt, entweder zu Grunde zu gehen, oder den Staat zu zertrümmern, der ihnen die Möglichkeit der Existenz raubt. In solchen Lagen ist der Entscheid nie zweifelhaft — die Gesellschaft rettet sich, rettet sich vor den privilegirten „Gesellschaftsrettern", und streift die Zwangsjacke ab, die sie am Athmen, an der Bewegung, am Leben hindert. Das ist Revolution.

Von weiteren Besprechungen L.'scher Schriften nehmen wir um so eher Abstand, als deren Tendenz — wie er selber rühmend sagt*) — seit 40 Jahren konsequent dieselbe geblieben ist, nur, daß er je nach den Umständen die Taktik geändert habe.

* * *

*) Liebknecht: Ueber die politische Stellung der Socialdemokratie. London 1889.

Wenn man ein Buch zur Hand nimmt und sich mehr und mehr in den Inhalt desselben vertieft, so entspinnt sich bald zwischen Leser und Autor ein Verhältniß, wie unter zwei direkt mit einander verkehrenden Personen. Die Gestalt des Autors wird dem Leser zunächst in verschwommenen Umrissen, nach und nach aber in festeren, prägnanten Zügen erscheinen, bis man eine physische Persönlichkeit vor sich zu haben wähnt, die einem den Text des Buches vorträgt.

Beim Durchlesen der ersten Blätter der Bracke'schen Broschüre: Nieder mit der Socialdemokratie, Berlin 1891, fühlten wir uns durch den biderben Ton, der in ihr herrscht, zunächst gefesselt*). Nachdem wir jedoch vertrauter mit dem Inhalt derselben wurden, trat eine Wendung ein. Die körperlich unsichtbare Gestalt des Autors nahm in unserer Vorstellung eine verschmitzt lauernde Physiognomie an, die uns berücken, irre führen zu wollen schien und am Ende legten wir das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand, daß der Verfasser weit mehr verschwiegen, als ausgesprochen, ja, daß er uns über den behandelten Gegenstand wissentlich unwahre, seiner eigenen Ueberzeugung ganz widersprechende Definitionen und Erläuterungen gegeben hat. Sie dienten ihm lediglich als keusches Mäntelchen, welches er der frechen Metze „Communismus" umgehängt.

Commune (Gemeinde) und Communismus (Theilung alles Eigenthums, Weibergemeinschaft ꝛc.) mit unschuldiger Miene als einen und denselben Begriff hinzustellen, darin zeigt sich die ganze Beschaffenheit der arglistigen Deduktionen Bracke's.

Gleich zu Anfang der Broschüre meint der Verfasser:

*) Bracke ist vor kurzem gestorben; da jedoch die erwähnte Schrift als vortrefflich bewährtes Agitationsmittel unter den Socialdemokraten die weiteste Verbreitung gefunden, so meinte Verfasser dieses, von obiger Broschüre hier Notiz nehmen zu müssen.

„Man habe weniger eine klare Anschauung von der Verwerflichkeit der socialdemokratischen Bestrebungen, als vielmehr ein unbestimmtes Gefühl von der Schlechtigkeit derselben. Der Mensch soll aber wissen, was er thut, und wenn er andere Menschen ihres Strebens willen haßt und verfolgt, so muß er wissen, daß dies recht ist. Denn wollte ich einen anderen hassen und verfolgen, der etwas Vernüftiges will und das Rechte erstrebt, so wäre dies von mir ein großes Unrecht.

Bracke verspricht nun, da er „ziemlich gut davon unterrichtet ist, was die Socialdemokraten wollen", dem Leser reinen Wein einzuschenken. Denn: wer da lügt, muß Prügel haben!"

Bracke stellt es in Abrede, „daß die Socialdemokraten die Theilung des Grund und Bodens, sowie der Kapitalien herbeiführen wollen."

„Denn, erläutert er, wenn eine Eisenbahn getheilt werden solle, wer solle eine Lokomotive, einen Wagen, eine Radachse oder eine halbe Wagenthür erhalten? Und was könnte sie dem Empfänger nützen? Oder was könnte die Theilung des Ackerlandes, des Grund und Bodens, für Vortheil bringen, wenn einer eine Mistgrube oder dergleichen erhielte?"

Schon hier merkt der aufmerksame Leser, daß die Dinge schief gestellt sind, daß es Bracke gar nicht darauf ankommt, zu belehren und zu klären, sondern daß er vielmehr bestrebt ist zu verdunkeln und diejenigen, welche etwas besitzen, also auch etwas zu verlieren haben, mit der nackten Wahrheit nicht erschrecken will.

Hinsichtlich der Vermögenstheilung bringt Bracke eine Anekdote von Herrn v. Rothschild, die er jedoch anders erzählt, als dies gewöhnlich geschieht. Die Communisten sind [illegible] Rothschild gewaltsam in die Wohnung gedrungen und bei [illegible] [illegible]ilen wollen, worauf der Baron an ihr Ehrgefühl haben th[illegible] ihnen ins Gewissen redete, daß sie doch ihre appellirte resp. [illegible] nicht übervortheilen wollten, und daß bei Genossen sicherlich [illegible]n ein Gulden zustände, den er ihnen redlicher Theilung jede[illegible] [illegible]n soll. Wenn es auch hier sich dann auch übergeben habe. [illegible]enheit handelt, so sollte doch nicht um eine wichtige Angeleg[illegible]

ein Mann, der die Wahrheit so betont, zunächst selber bei der Wahrheit bleiben, resp. dieselbe zu erforschen suchen. Bracke substituirt in seiner Erzählung: Bitte für Gewalt. Wer im Kleinen treu, ist es auch im Großen.

Bracke irrt, wenn er meint, durch eine so nichtssagende Episode seine Gegner entwaffnet, resp. von der Ungefährlichkeit der socialdemokratischen Lehre überzeugt zu haben, und nun daraufhin siegesgewiß ausrufen könne „Mit der ganzen Geschichte vom Theilen ist es also nichts.“

In diesem Gebahren zeigt sich wieder einmal so recht evident, welche Taktik sämmtliche socialistische Schriftsteller befolgen. Bracke setzt nur für Confiscation das Wort: Theilen! — Das geschieht aber nicht etwa aus Nonchalence, sondern in der Absicht, die Socialdemokratie von einer unschuldigeren Seite zu zeigen. Bekannt ist doch, daß auf den socialdemokratischen Congressen zu Basel, Brüssel u. a. a. O. die Confiscation alles Grundeigenthums und aller Vermögen verfügt worden ist. Confiscation oder allgemeine Theilung ist für den Besitzenden in der Wirkung eins und dasselbe. Ob der Besitzer eines Bauernhofes von einer Räuberbande verjagt, oder vom socialdemokratischen Staat depossedirt wird, kann ihm doch ganz gleichgiltig sein; in jedem Falle verliert er und seine Familie das legal erworbene Eigenthum. Und gerade das ist eine der bedenklichsten und einschneidendsten Maßnahmen, welche die Socialisten „im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit“ durchzuführen, beabsichtigen. In der Besprechung der L.'schen Broschüre ist bereits auf die bezüglichen Stellen hingewiesen; und daß Bebel dieselbe Tendenz verfolgt, werden wir weiter unten aus mehreren seiner Schriften beweisen.

Einen besonderen Effect scheint Bracke mit den auf Seite 7 hingeworfenen Sätzen der in Frage stehenden Abhandlung haben erzielen zu wollen, wo er mit einer gewissen Entrüstung ausruft:

„Diejenigen, denen täglich neue Reichthümer zufließen, haben vielleicht in ihrem ganzen Leben nie etwas Nützliches gethan; ohne eigene Arbeit zu leisten, ziehen sie die Erträge der Arbeit anderer Leute an sich. Dagegen betrachte Diejenigen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen.

Betrachte den Arbeiter der für Lohn arbeiten muß."

Ja meint denn Bracke, daß der Arbeiter nicht um Lohn arbeiten solle? und daß ihm ein Unrecht geschehe, wenn er beim Verzehren seines Frühstücks oder Vesperbrodes schwitzt?

Was den vorhergehenden Passus anlangt, der sich gegen die Vermögenden (Kapitalisten) richtet, welche nie arbeiten und deren Reichthum sich dennoch täglich mehrt, so haben wir einige unserer begüterten Mitbürger Revue passiren lassen, um zu erforschen, ob auf sie dieses Kennzeichen Anwendung finden könne, aber zu unserer Schande müssen wir gestehen, dergleichen Tagediebe nicht entdeckt zu haben. Alle diese für frech geltenden Leute haben als: Bauunternehmer (mitunter sogar als gewöhnliche Maurer), Fabrikanten, Banquiers ꝛc. ꝛc. gearbeitet und zwar ebenso im Schweiße ihres Angesichts, wie Lehrer, Professoren, Künstler, Minister u. A.

Gleich darauf sagt Bracke:

„Mit der höheren Stellung vermindert sich die Arbeit und steigt der (?) Gehalt und es giebt Beamte, die große Gehälter (besser Gehalte) beziehen und herzlich wenig dafür zu leisten haben."

Beim Niederschreiben dieses Satzes hat wahrscheinlich Bracke nicht bedacht, daß der höhere Beamte eine anspruchsvollere Bildung genossen und schwierigere Examina bestanden haben muß, ehe er in eine höhere Stelle einrücken konnte, und daß außerdem mit dem höheren Amt auch eine stetig sich steigernde Verantwortung verknüpft ist. Ofenheizer, Boten, Abschreiber, Diätare, Supernumerare u. s. w. können selbstverständlich nicht so honorirt werden, wie Geheime Räthe, Direktoren, Präsidenten u. s. w. — Uebrigens ist dem armen Bracke in seinem Uebereifer ein häßlicher Lapsus untergelaufen,

er sagt: **der** Gehalt, meint aber: **das** Gehalt. Doppelt auffällig ist dieser Fehler, weil „**der**“ gerade zu den drei Wörtern gehört, die er — um sie recht hervorzuheben — in gesperrter Schrift drucken ließ. — Das Bestreben, die Niederen gegen ihre Vorgesetzten aufzuhetzen, tritt hier wieder in so echt socialistischer Weise und so unverhüllt zu Tage, daß wir uns nicht bewogen fühlen, diese odiose Gepflogenheit einer eingehenderen Erörterung zu würdigen. Der Urtheilsfähige erkennt das Ungerechtfertigte und Gehässige solcher Raisonnements; leider ist jedoch, trotz unserer vielberufenen Volksbildung, die Zahl Derjenigen, welche so aufreizende, dem Geiste nach ihnen aber unfaßbare Elaborate lesen, immerhin eine zu bedeutende, als daß letztere für gänzlich gefahrlos angesehen werden dürfen. Hierin müßte unbedingt Wandel geschehen.

Das tollste was je an sensationellen Verdrehungen und originellen Lügen producirt worden ist, übertrifft Bracke, indem er auf Seite 12 wörtlich schreibt:

„Es ist kein Gegenstand ihres (der Socialisten) Neides, daß der Herr von Rothschild in Frankfurt a. M. 40 Millionen Gulden — und jetzt wohl noch weit mehr — besitzt. Sie fragen nicht nach der Höhe des Vermögens des Herrn von Bleichröder in Berlin und seiner „Freunde.“ Allerdings haben sie für die fortwährenden Veränderungen des Besitzstandes ein wachendes Auge und forschen nach den Ursachen derselben, allerdings finden sie dabei, daß Gewaltthätigkeit und Unrecht die Grundlagen vieler solcher Veränderungen bilden. Aber sie haben keinen Sinn dafür, zu untersuchen, wie weit diese Ursachen, wie weit andere den Besitzstand der einzelnen Personen beeinflußt haben. Diesen Besitzstand der Personen, wie sie ihn vorfinden, nehmen sie als Thatsache hin und respektiren ihn. Ja, sie haben sogar so große Achtung vor der Heiligkeit dieses Besitzes, daß unter ihrer Herrschaft das Stehlen als ein todeswürdiges Verbrechen betrachtet wird. An den Siegestagen der Revolution prangten noch jedesmal Plakate an den Pariser Straßenecken des Inhalts: La mort aux voleurs! (Tod den Dieben!) Bei dem Arbeiter-

aufstand des Jahres 1832 zu Lyon wurde ein Mensch, der sich am Eigenthum eines Andern vergriffen hatte, von einem wachthabenden Arbeiter erschossen. Während der Herrschaft der vielgeschmähten 1871er Commune gab es keine **Diebe** und keine **Dirnen** in dem großen und schönen Paris. Und es ist merkwürdig, daß der Pariser Rothschild eiligst floh, als 1848 die erwähnten Plakate an den Straßenecken erschienen!"

Bracke glaubt wohl: Die Verbrechen, welche während der Communeherrschaft in Paris verübt wurden, seien bereits der Vergessenheit anheimgefallen und, daß eine dreiste Lüge die letzte Spur der Erinnerungen an dieselben zu verwischen im Stande wäre? — Oh nein! So schwach ist das Gedächtniß der Mitwelt denn doch nicht. Es sind die Ueberfälle, Morde, Räubereien und Orgien scheußlichster Art, die in den „glorreichen Tagen" jener anarchistischen Erhebung die Welt in Athem hielten, nicht dem todten Buchstaben der Geschichte verfallen. Nicht vergessen ist, daß dem gefeierten Socialschriftsteller Rochefort bei seiner Einlieferung ins Gefängniß — ein bedeutendes Capital in Werthpapieren abgenommen wurde, über dessen rechtmäßigen Besitz er nichts weiter anzugeben vermochte, als — eine Dame habe es ihm übergeben. Eine Ausrede, welche lebhaft an die Farce von dem Handwerksburschen erinnert, der auf der Chaussé ein Hufeisen gefunden haben wollte, wie sich aber herausstellte, saß an dem Eisen ein Pferd, und auf dem Pferde hatte ein Reiter gesessen, dem er beides geraubt. — Was Alles von den namenslosen Subjecten während der Communetage in Paris gestohlen wurde, hat gar nicht festgestellt werden können, weil die ausgebrannten Ruinen jede Untersuchung unmöglich machten.

Von den Prostituirten behauptet Bracke, daß sie in jenen Tagen ihrem unsauberen Gewerbe nicht obgelegen hätten; sehr natürlich, weil diese verlorenen Geschöpfe den Raub ergiebiger und das Petroliiren amüsanter fanden. Es ist nun einmal

der Lauf der Welt, daß sich jedes lebende Wesen nach Veränderung sehnt. Manche jener herzigen, klassenbewußten Socialistinnen, die sich nicht schnell genug aus den brennenden Palästen zurückzogen, hat ihr Fatum ereilt; sie sind beim Ausrauben verbrannt. Uebrigens konnte Bracke den Teufel wissen, was die öffentlichen Dirnen, nachdem sie ihre Gier auf dem einen Gebiet gestillt, nachträglich auf dem andern leisteten, denn in der Regel pflegt man zu gewissen Dingen einen Fremden niemals zuzuziehen. Daß gebrannt und geraubt wurde, ist so sicher erwiesen, wie Bracke's Beschreibung von den an den Straßenecken angehefteten Placaten mit der Inschrift: La mort aux voleurs! — Wäre nicht so entsetzlich gestohlen worden, dann hätte man doch nicht nöthig gehabt solche abschreckende Mittel anzuwenden, theils um die Spitzbuben einzuschüchtern, theils auch um das Publikum dadurch zu warnen. Daß dieser doppelte Zweck beabsichtigt wurde liegt doch klar am Tage. — An allen Orten (auf Bahnhöfen, in Museen ꝛc. ꝛc.), wo ähnliche Zettel des Inhalts: „Vor Taschendieben wird gewarnt" aufgehängt sind, wird rabenmäßig gestohlen. Was hilft da alles Ableugnen unserer Philantropen, wo der Polizeirapport mit so vernehmlicher Stimme spricht.

Nach einem abermaligen Angriff gegen die Großindustrie und Großackerherrschaft beginnt nun Bracke den Kreiswettlauf aufs Neue und kommt wieder auf das Anfangs- und Lieblingsthema aller Socialisten zurück, nämlich auf die Expropriation aller vorhandenen Güter: des Grund und Bodens, der Fabriken, Maschinen ꝛc. ꝛc. — Er vertröstet seine Gläubigen mit den prophetischen Worten:

„Alle werden in echt communistischer Weise an der steten Besserung der Zustände arbeiten, denn sie finden Alle darin ihr eigenes Wohl!"

Und weiter auf Seite 16:

„Die Grundlage dieses Zukunftideals der Menschheit ist der Communismus in den Eigenthumsverhältnissen.“ In den Einzelbesitz geht nur über, was der Einzelne persönlich gebraucht.

Das Alles aber ist ein Zukunftsbild, und es vermag Niemand zu sagen, ob sich die Entwickelung gerade so vollziehen wird oder vielleicht auch etwas anders. Darauf kommt auch gar nichts an. Wenn der Grundgedanke der Socialdemokratie nur richtig ist!

Die Socialdemokratie gibt das Mittel an, das in einer früheren oder späteren Zukunft von der Masse des Volkes angewandt wird, um bessere und gerechtere Verhältnisse herbeizuführen; und dieses Mittel, das dann angewandt werden wird, es ist die planmäßige Organisation der Arbeit; es ist die Enteignung Derer, die bis dahin die Volksmasse enteignet haben; es ist der gemeinsame, der communistische Besitz an allen Produktionsmitteln.“

Darauf wird an der Eisenbahn exemplificirt, daß, wie diese (trotz Radreifen- und Achsenbrüche, Entgleisungen, Brückeneinstürze 2c. 2c.) sich zur Vollkommenheit schon nach 50 Jahren entwickelt hat, so würde auch der socialistische Staat sich herausbilden, denn beide Dinge haben einen vernünftigen Grundgedanken (sic!).

Eine höchst naive Auslassung Bracke's, die uns verräth, wie unrichtig er die Menschen (in diesem Fall speciell die Bauern) beurtheilt, sei noch angeführt. Bracke muthet nämlich (Seite 18—19) den Bauern, welche durch die Separation Vortheile erlangt haben, zu, mit den Armen und Tagelöhnern ihrer Dörfer (deren Existenz nicht beneidenswerth sei) zu theilen. Er sagt:

„Die der dritten Wählerklasse angehörigen Einwohner auf den Dörfern mögen aber auch nicht lässig sein, sondern durch die Gemeinvertreter ihre der Gerechtigkeit entsprechenden Forderungen im Rath vorbringen lassen; heimliches Schelten und Brummen hilft nichts. Bei offnem Auftreten wird mancher größere Bauer, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, Partei nehmen für die Gerechtigkeit ihrer Forderungen“.

Wir theilen nicht die Hoffnung Br's, daß sich manche Bauern finden werden, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Im Gegentheil! Uns sind in den verschiedensten Gauen Deutschlands nur Bauern begegnet, denen das Herz, wie jedem normalen Menschen, auf der linken Seite saß, und zwar in concreto, wie in abstracto.

Endlich bespricht Br. noch einen sehr wichtigen Gegenstand, das Familienleben, die Ehe, im socialistischen Staate.

Er äußert sich darüber (S. 20) folgendermaßen:

„Der Verkehr zwischen Mann und Weib wird geheiligt durch die gegenseitige Zuneigung, von Liebe. Wie oft ist es aber diese wohl, die zwei Menschen zusammenführt? Wie oft ist es nicht das „Geld", das die Heirathen macht, oder eine andere ähnliche „Rücksicht"! Wie oft tritt dann nach der Hochzeit ein trauriges Verhältniß zwischen den Gatten ein! Wie oft müssen die Ehen — weil sie unerträglich geworden sind — geschieden werden! Die Socialdemokraten meinen nun, daß wir höhere sittliche Zustände hätten, wenn nicht nach Geld oder anderen Rücksichten geheirathet würde! Wenn eine unglückliche Verbindung leichter, als es heute Gesetz und Sitte mit sich bringen, wieder gelöst werden könnte! Und das letztere aus dem einfachen Grunde, weil durch einen Zwang in der Aufrechterhaltung einer solchen Verbindung nimmermehr etwas Gutes geschaffen wird! — Ist denn das nun ein Verbrechen? Und während man die Socialdemokraten zu Bestien zu machen sucht, sind gerade sie es, die an Stelle des Mammons und der persönlichen Vortheile das Eine wiederum auf den Thron zu heben suchen, was allein auf den Thron gehört: die Göttin der Liebe (d. h der Venus opfern)! Wo sie zwei Menschen zusammenführt, da ist ihr Bündniß heilig, und wenn die Liebe gewichen ist, mag getrost auch das äußere Band zerreißen".

Ueber die Schwierigkeit, ein Ehebündniß zu lösen, darf man sich heut zu Tage doch gewiß nicht mehr beklagen, sobald der Gatte nur für die Weiterexistenz der Frau, sowie der Kinder in auskömmlicher Weise Sorge trägt. Aber damit hapert es in der Regel. Soll denn jedem veränderungs=

süchtigen, rüden Patron, das Recht zugestanden werden, seine Frau wider ihren Willen und ohne jede Alimentation einfach — wie eine spitzbübische Magd — fortjagen zu dürfen, obald eine jüngere ihm im Kopfe spukt? -- Und was soll aus den eheverlassenen, subsistenzlosen Weibern werden, die unter so bewandten Umständen bald nach vielen Tausenden zählen dürften? — Denn, daß sehr viele Männer — wenn die heutigen Schranken des Gesetzes hinweg geräumt — sich ihrer Frauen entledigen würden, steht außer Frage, man erinnere sich nur der massenhaften Aufrufe, welche die Königl. Landgerichte wöchentlich hinter durchgebrannte Ehemänner erlassen. Schon jetzt — durch die Freizügigkeit sowie durch die Leichtigkeit des Reisens — ist's schlimm genug darum bestellt, obwohl die Schwierigkeit, eine andere legale Verbindung einzugehen, viele dieser unbeständigen Ehemänner bei ihren Frauen, resp. bei ihren Familien noch zurückhält.

Wie hat denn nun Br. sich die neuen Verhältnisse in ihren Konsequenzen ausgemalt? —

Darüber schweigt er, wie denn überhaupt auf solche heikle Fragen auch das Gros der Socialisten stets sehr zurückhaltend ist, oder höchstens die schnurrige Antwort ertheilt: „Haben wir nur erst den socialdemokratischen Staat, das Andere arrangirt sich kinderleicht von selbst!“ — (Bebel).

Was jetzt folgt (auf Seite 20), schlägt der Wahrheit geradezu ins Gesicht.

Wer hätte sich wohl je erkühnt, zu behaupten, daß unsere deutschen Dichterheroen, welche dereinst am Hofe Carl August's von Sachsen-Weimar als Sterne erster Ordnung glänzten, Socialdemokraten im Sinne der Jetztzeit gewesen wären? Man denke sich: Goethe, Schiller, Herder, Wieland u. A. als Freunde und Genossen eines Häufleins hirnverbrannter Umstürzler! —

Einige Bêtisen, die Br. bei dieser Gelegenheit entschlüpfen,

wollen wir der eigenen Beurtheilung unseren Lesern unterbreiten.

„Die Socialdemokraten sind die erklärtesten Gegner der Prostitution! Das ist ein Schandfleck für die heutige Gesellschaft und es wird eine Zeit kommen, wo weder Armuth oder Roheit die Mädchen treibt, Dirnen zu werden, noch das Gold oder das Ansehen der Mächtigen eine Menschenblüthe zu knicken vermag“.

Deutlicher ausgedrückt würde das heißen: Nur das Gold und Ansehen der Mächtigen raubt den Mädchen die Ehre.

Die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

Die Mädchen geben sich nicht leicht dem ersten besten reichen Manne hin, sind auch nicht sobald beklagenswerthe Maitressen raffinirter Nichtsthuer, wie Br. und Genossen versichern. Derjenige, welcher einem Mädchen die Unschuld raubt, ist fast stets ein Mann ihres Standes und die Preisgebung geschieht beinahe ausnahmslos ohne Aussicht auf Gewinn, sondern aus reiner Liebe. Viel seltener sind es die Chefs, welche ihre Arbeiterinnen, Ladenfräuleins u. s. w. verführen. Nachdem das Mädchen von ihrem sogenannten Bräutigam verlassen ist, wenn sie, leider zu spät, eingesehen, daß sie im blinden Vertrauen einem Lumpen ihr kostbarstes Gut geopfert hat, erst dann tritt Berechnung an die Stelle hingebender, uneigennütziger Liebe.

Was die Maitressen der Mächtigen anbetrifft, deren sich Br. glaubt annehmen zu müssen, so lehrt die Erfahrung, daß es sich hier, mit verschwindenden Ausnahmen, um mehr oder weniger gewitzigte, gewiegte Abenteuerinnen handelt. Betrachten wir die Kebsweiber im römischen Weltreich, oder diejenigen, welche in Frankreich oder an deutschen Höfen eine Rolle gespielt haben, so nehmen wir vor allen Dingen wahr, daß es sich fast niemals um reine Jungfrauen, sondern immer um Koketten, Ehrsüchtige und dergl. gehandelt hat.

Und so auch heute noch. Diese Gattung von Frauen hätten nicht selten ihr Geschick ändern können, sie thaten es nicht.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Wie nur ein Socialdemokrat, ein Verfechter freier Liebe dazu kommen kann, sich darüber zu ereifern, und der Tugend eine Gasse bahnen zu wollen, ist ganz unerfindlich. Diese zur Schau gestellte sittliche Entrüstung ist nichts, als reine Heuchelei. Es wird doch keinem nur halbwegs vernünftigen Menschen, von logisch denkenden ganz abgesehen, beifallen, vorauszusetzen, daß — wenn die Socialisten wirklich zur Aufrichtung ihres Staates gelangten — wir uns dann sittlicherer Zustände zu erfreuen haben würden, als gegenwärtig. Daran glaubt im Ernste kein gereifter Mann und die Socialisten selbst wahrscheinlich am wenigsten. Daß sie aber nichtsdestoweniger leichtgläubigen Gemüthern dergleichen vorspiegeln, die Arglosen mit solchen Narreteien in ihre Netze zu locken suchen, das zeigt wieder die ganze Verschmitztheit ihrer Taktik und dagegen mußten wir entschieden Verwahrung einlegen.

* * *

Bei einem Besuch in der Buchhandlung „Vorwärts“ fiel unser Blick auf eine Broschüre mit der verlockenden Aufschrift „Aus Nacht zum Licht“. Da wir durch eine nahe liegende Gedankenassociation an das klassische Wort Seneca's: per aspera ad astra erinnert wurden, so vermeinten wir dies als eine strikte Weisung des Geschickes auffassen zu sollen, erstanden jene Abhandlung, lasen sie, und wollen nun versuchen, die empfangenen Eindrücke in Kürze wiederzugeben.

„Aus Nacht zum Licht“ ist ein Essay von Carl Frohme, 57 Druckseiten, groß Octav, erschienen in Nürnberg, 1884.

Der Verfasser beginnt mit dem Ausspruch des chinesischen Philosophen Laotse (oder Lipeyang), welcher im 6. Jahr=

hundert v. Chr. in der Provinz Honan das Licht der Welt erblickte:

> „Die Ergründung des Erhabenen gleicht einem Bau, an dessen Vollendung fort und fort bis in die fernsten Zeiten gearbeitet werden wird".

Nachdem wir in mächtigen Sprüngen über Confucius (Khungfutse) Zendavesta und Seneca hinweg bei Descartes angelangt sind, den wir jedoch auch nur vorübergehend streifen, bringt uns ein halsbrecherischer Satz plötzlich mitten in die allerneueste Zeit, wo uns Ihering's berühmte Schrift: „Der Zweck im Recht" vorgeführt und erläutert wird.

Fr. entwickelt aus der angezogenen (Ihering'schen) Schrift, daß nichts anderes als Macht die Mutter und die Quelle des geltenden Rechtes ist, und dieses Recht wiederum nichts anderes, als die sich bewußt gewordene Gewalt des Unterjochenden, mithin Recht, im Grunde genommen nichts weiter als Unrecht sei! Aus dieser Deduktion leitet nun Fr. die Macht des bevormundenden Geistes ab.

Da aber die Regierenden sich wohl bewußt gewesen wären, daß ihre Gewalt, dem mehr und mehr erwachenden socialen Wissen des Volkes gegenüber, doch auf zu schwachen Füßen stände, so sannen sie auf Mittel, welche ihnen auch für die Zukunft die Fülle ihrer Macht garantire, und diese Garantie bot sich ihnen in der Erfindung der Religion, an deren Spitze sie die Hypothese einer erschaffenden, regierenden belohnenden und strafenden Gottheit stellten.

> Fr. fährt (S. 9) fort: „Es mußte aber auch dafür gesorgt werden, daß das in geistiger Knechtung und Unwissenheit erhaltene Volk an der Prüfung der geschaffenen Verhältnisse gehindert werde. Das konnte jedoch nur in wirksamer Weise geschehen, wenn man eine bevorzugtere Klasse schuf und derselben gewisse Rechte — Monopole — zugestand, nach dem alten despotischen Grundsatze: Divide et impera! —"

Wir sehen also auch hier wieder, wie alle socialistischen Schriften stets in dem einen Punkt zusammenfließen, den

Gegensatz zwischen dem ordnungsliebenden, besser situirten Bürger und dem von der Hand in den Mund lebenden Arbeiter, resp. den zu Umsturz und Gewaltthätigkeiten stets geneigten Elementen möglichst scharf zu konstruiren.

Ziehen wir aus dem vorhergehenden Raisonnement das Facit, so lautet es: Krieg zwischen Bourgeoiesie und Proletariat um jeden Preis!

Im höchsten Maße befremdlich muß es den prüfenden Leser dieses Essay's berühren, wenn er wahrnimmt, wie das Bestreben des Autors (sowie überhaupt aller socialdemokratischen Schriftsteller) stets darauf gerichtet ist, wissenschaftlich hervorragende Männer, wie hier den Professor Ihering, herangezogen zu sehen, um Beweise für ihre Lehre zu gewinnen. Rudolph von Ihering gehörte einer durchaus entgegengesetzten politischen Richtung an, und hat nichts weniger als socialistische, anarchistische oder diesen ähnliche extreme Prinzipien vertreten. Man würde allenfalls in dem Streben Fr's einen erlaubten Geschäftskniff erblicken und darüber hinwegsehen können, wenn die Citate wenigstens an dem richtigen Platze ständen, aber dieses Einrenken, Verdrehen und Verschieben, dieses Herumwinden um den Kardinalpunkt, dagegen muß entschieden protestirt werden. Heißt es nicht eine Sache geradezu auf den Kopf stellen, wenn in der Fr.'schen Schrift auf Ihering hingewiesen wird, als sei letzterer ein Vorkämpfer für Abschaffung des Privateigenthums gewesen? Die betreffende Stelle findet sich auf Seite 11 des qu. Essay's und lautet:

> „Alle großen Errungenschaften, welche die Geschichte des Rechts zu registriren hat: die Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, die Freiheit des Grundeigenthums, der Gewerbe, des **Glaubens u. a. m.**, sie **alle haben erst auf diesem** Wege des heftigsten, oft Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampfes gewonnen werden müssen, und nicht selten bezeichnen Ströme Bluts, überall aber zertretene Rechte den Weg, **den das Recht dabei gewandelt ist.**

Alle fühlenden und contemplativen Menschen sind gewiß darin mit einander einig, daß es ein großer kultureller Fortschritt war, Sklaverei, Leibeigenschaft, Beschränkung des Besitzrechtes u. a. m. aufzuheben. Trotzdem — obwohl die Socialdemokraten es natürlich nicht Wort haben — sind sie doch gerade diejenigen, welche die unerträglichste Bevormundung (also die Sklaverei, wenn auch in anderer Form) einzuführen beabsichtigen, unbekümmert ob mit, ob ohne Zustimmung der edleren und intelligenteren Theile des Volkes und zwar zugestandenermaßen durch brutale Gewalt. Der mit Plünderung, Blut und Brand bezeichnete Weg, der von den Socialisten bis auf den heutigen Tag verherrlichten Pariser Kommune anfangs der 70er Jahre, sollte allen Menschen als warnendes Beispiel stets vor Augen stehn.*)

Mit der im Absatz II pragmatisch geschilderten Entwickelung der socialen Interessenkämpfe können wir uns im Ganzen einverstanden erklären. Wenn in diesem Absatz, gleichwie auch im vorigen, eigentlich Neues zwar nicht geboten wird, so sind doch die von Holtzendorf, Buckle u. a. entnommenen Motive — an sich schon inhaltreich — hier in objektiver Weise benutzt und für die Zwecke des Socialismus nicht ungeschickt verwerthet; immerhin ein Vorzug, den die meisten Werke dieser Gattung schmerzlich vermissen lassen.

Auf demselben Wege schreitet Fr. im Absatz III fort. Hier sind es: Bruno, Schindler, Weber, Holbach, Buckle und vornehmlich Conta, an denen er excemplificirt.

„Phantasie und Verstand stehen beständig im Gegensatz zu einander, bald jener, bald diesem das Uebergewicht verleihend. Seit Jahrhunderten ist man bestrebt, der Phantasie

---

*) Vergl. die Verhandlungen des Marseiller Kongresses im November 1892. Desgl. Voß. Ztg. No. 144, Abbl. v. 25. März 1892 Brief der socialdemokratischen Fraktion des Reichstages an Lafargue (die Schlußworte lauten: „Es lebe die Kommune! Es lebe die internationale Socialdemokratie)“.

die Autorität zu entreißen und auf den Verstand zu übertragen, dennoch sehen wir, daß die erstere selbst in der Gegenwart noch gewisse Kreise vollständig beherrscht".

Die „Furcht vor dem Unbekannten" sei die Wurzel aller Religion und somit der Herr alles Glaubens und Aberglaubens". (Conta).

Dagegen könne nur die geistige Fortentwickelung der modernen Naturwissenschaft schützen. — In Asien, Afrika und Amerika, wo die Natur eine gewaltigere und furchtbarere Außenseite habe und der Mensch sich also desto ohnmächtiger fühle, wird der Aberglaube ein geeigneteres Feld vorfinden, als in den gemäßigten Breitegraden Europa's.

„Wie die Naturerscheinungen zugänglicher, dem Menschen erklärlicher werden, wird es auch leichter sein, mit ihnen zu experimentiren, sie mit Genauigkeit zu beobachten und zu analysiren. Wenn etwas in dem geistigen Entwickelungsprozeß der Menschheit mit überwältigender Deutlichkeit zu Tage tritt, so ist es die Thatsache, daß die Verschiedenheiten in der Natur der Länder auch entsprechende Verschiedenheiten in der geistigen Beschaffenheit ihrer Bewohner erzeugen".

Gegen diese Schlußfolgerung Fr's wird sich nichts erinnern lassen. Entschieden müssen wir jedoch dagegen Stellung nehmen, wenn er ausführt, „die Furcht allein sei es, aus der alle Religion entspringt und, da die Thiere auch Furcht bezeigen, so folgt daraus, daß sie gleichfalls Religion besitzen". —

Das ist ein Trugschluß. Denn der Mensch betet auch aus Dankbarkeit zu Gott und ein solches Gebet wird wohl selbst Fr. nicht mit dem Schweifwedeln eines Tieres auf gleiche Linie stellen.

Fr. kommt nun in Absatz IV zur Definition des Aberglaubens.

„Besteht zwischen Aberglaube und sogenanntem Glauben ein Unterschied, und welcher?"

Nachdem Fr. seine Ansichten über indischen, aegyptischen, jüdischen, mohammedanischen, griechischen, römischen und christlichen Kultus entwickelt hat, kommt er jedoch an dieser Stelle, unserer Meinung, unserem Empfinden nach, zu einem völlig ungerechtfertigten Schlusse. Er sagt nämlich Seite 30:

„Der Glaube an die übernatürliche Macht war und ist noch lediglich eine praktische Sache, die Sache des persönlichen Interesses – denn die Vorstellung der übernatürlichen Macht, die der Mensch sich verschafft, erscheint — genau entsprechend seinem natürlichen Egoismus — zunächst immer so, wie er dieselbe zu seinem Vortheil, nach Maßgabe seiner Lage, seiner Bedürfnisse und seines ganzen Wesens sich wünscht.

Wie sollte demnach eine Unterscheidung zwischen dem Glauben an eine übernatürliche Macht und dem Aberglauben möglich sein? Wo wäre die Grenze zwischen den beiden? Welches wäre das unterscheidende Merkmal? — Aber doch, eine Unterscheidung ist möglich; man müßte die Worte auswechseln und sagen: Aberglaube ist abgethaner, überwundener Glaube – und Glaube ist noch geltender Aberglaube.

Aus dem Absatz V wollen wir zuförderst den Anfang wörtlich hersetzen, welcher die Behauptung einleitet, daß es keinen Gott giebt.

„Es ist der persönliche Gott“ lehrt die Theologie, — „und der Glaube an Gott ist der eigentliche Inbegriff aller Religion“. Die Ueberzeugung der Sinne aber, die Vernunft, lehrt: Der Gott der Theologen ist unfähig der örtlichen Sichtbarkeit; es ist kein Beweis für seine Existenz vorhanden, — es ist kein persönlicher Gott! Auf alle gegentheiligen leeren Behauptungen der Theologie ist der treffliche Grundsatz Isaac Newton's anzuwenden: „Ich stelle keine Hypothesen auf, denn was nicht aus Erscheinungen bewiesen wird, ist Hypothese zu nennen; und Hypothesen, sowohl metaphysische wie physische, wie auf verborgene Eigenschaften begründete, oder mechanische, finden in der Philosophie keinen Platz“. — Uebrigens geben die Verehrer Gottes ja selbst zu, daß es unmöglich sei, sich eine Vorstellung von ihm zu machen. Und dennoch soll er sein — so will es die blinde Leidenschaft des Glaubens, wobei die Thätigkeit des Geistes ausgeschlossen, oder doch nur eine unwillkürliche ist“.

„Der Mensch hat immer die unbekannten Ursachen derjenigen überraschenden Wirkungen verehrt, welche zu entwirren seine Unwissenheit ihn hinderte. Auf den Trümmern der Natur haben die Menschen zuerst den imaginären Koloß der Gottheit errichtet".

„Die Angst des Menschen verschwindet in demselben Maße, in welchem sein Geist erleuchtet wird. Ein wohlunterrichteter Mensch hört auf, abergläubisch (soll hier heißen: gottgläubig) zu sein".

Fr. operirt hier abwechselnd mit den Begriffen von einem persönlichen Gott und einer abstrakten Gottheit, welche ganz geeignet sind, die Materie desto schwieriger und verworrener zu gestalten. Er führt für das Nichtvorhandensein eglicher Gottheit Isaac Newton und Holbach ins Gefecht, ohne zu ermessen, welch eine Blöße er sich dadurch giebt. Newtons religiöse Schriften werden zwar nicht zu dem Besten gezählt, was er uns hinterlassen, aber daraus entnehmen zu wollen, daß er ein Gottesleugner gewesen, wie die heutigen Socialdemokraten, läßt doch auf eine vollständige Unkenntniß seiner Werke schließen. In seinen vorgerückten Jahren beschäftigte sich Newton vornehmlich mit religiösen Dingen und gerade da wird ihm der Vorwurf gemacht — ob mit Recht, steht dahin —, daß er sich zum Mysticismus, nicht aber, daß er sich zum Atheismus hinneigte.*)

Bei Holbach kreirt Fr. eine größere Anleihe; er druckt beispielsweise aus dessen Système de la Nature mehrere Seiten ohne jede Commentation ab. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den krassen Materialismus, der in der Zeit, kurz vor Ausbruch der französischen Revolution, das große Wort führte und zu dessen Ausbreitung Holbach sehr viel beigetragen, an dieser Stelle ausführlich zu behandeln. Dennoch sind wir genöthigt, einzelne hervorstehende Sentenzen

*) Siehe Newton (1736), Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes.

wiederzugeben, weil uns sonst der Schlüssel zur Beurtheilung der Socialistenclique fehlt, die auf jene Satzungen schwört.

„Nachdem der Glaube an einen „Gott“ aufgehört, hört auch jede Verpflichtung auf, welche die Theologen dem Menschen gegen Gott auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menschen gegen sich selbst bleibt übrig“.

„Die Abschaffung der Theologie (Religion) ist der Eintritt des freien Menschen in die unendliche Welt, in welcher er bis dahin nur antichambrirender Sklave war“.

„Wie wenig die wahre Menschenliebe unter der Herrschaft des Christenthums trotz des Anknüpfens an die höhere, die göttliche Instanz Fuß gefaßt und gewirkt hat, das sehen wir darin, daß das Menschenrecht heute noch gerade so vernachlässigt und geknebelt ist, wie vor achtzehnhundert Jahren“.

„Die Humanität hat ferner nichts gemein mit dem entsetzlichen Dogma des Christenthums, daß der Mensch vollständig der Willkür übernatürlicher Mächte anheimgegeben sei und aus eigener Kraft und Fähigkeit nichts vermöge“. —

Diese Sätze werden zum Theil widerlegt, wenn man nur einen Blick auf die Blätter der Weltgeschichte wirft und folgerichtige Schlüsse daraus zu ziehen sich bemüht.

Zu dem letzten Ausspruch möchten wir jedoch den Urheber derselben um Belehrung gebeten haben, wie er sich denn die Kraft und Fähigkeit des Menschen, der Willkür übernatürlicher Mächte mit Erfolg entgegenzutreten, eigentlich vorstellt? So „entsetzlich“ dieses Dogma auch den hyperklugen Antichristen und Atheisten sein mag, so unwiderleglich hat doch die Erfahrung es bestätigt, daß die vielberufene allein selig machende Humanität nicht das Mittel bietet, ein unvergänglicheres, klügeres Dogma an die Stelle zu setzen.

Es ist sehr naiv von jemandem, wenn oder weil er ein Ding nicht sieht, behaupten zu wollen, es existire überhaupt nicht.

Schon Plato unterschied eine sinnliche und eine übersinnliche Welt, welche letztere er jenseits des Fixsternhimmels in ein unsern Blicken entzogenes, unzugängliches Gebiet ver-

setzte. In dieses Gebiet sollte nur diejenige Seele einzutreten vermögen, welche die sinnlichen Banden abgestreift hatte. Beide Welten, die sinnliche und die übersinnliche, verhalten sich zu einander, wie der Leib zur Seele. Der sichtbare, sinnlich wahrnehmbare Theil der Welt ist nach dem Muster der begrifflichen, unsichtbaren, transcendenten Welt erschaffen. Das Erschaffene setzt aber einen Erschaffer voraus und dieser, von Plato „Demiurg" genannt, ist eine Gottheit.

Auch Aristoteles kommt in seiner Philosophie — nachdem er den Uebergang vom materiellen Weltstoff, der Zeugungslosigkeit, zur höheren Formenentwickelung, der Zeugung, durch die Bewegung, und diese, als von einer Kraft, einer Willensthätigkeit herrührend erklärt hat, schließlich auf einen ersten Beweger zurück. Dieser erste Beweger, die Quelle jeglicher Bewegung ist Gott, der niemals begonnen hat und niemals aufhören kann; er ist der Ewige.

Das sind Gedanken zweier gewiß nicht abzulehnender Philosophen, aber auch durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit, sind die schärfsten Denker durchaus nicht Gottesleugner, sondern im Gegentheil, sehr religiöse, fromme Männer gewesen; wir wollen nur einige Namen, deren Träger den verschiedensten Lebensberufen angehörten, hersetzen: Gustav Adolf, Friedrich der Weise, Friedrich Wilhelm M. Kurfürst, Friedrich Wilhelm IV., Ulrich von Hutten, S. Franck, Leibniz, Buchanan Dr. phil., Jac. Grimm, J. Newton, Dr. Robertson Hist., Shakespeare, Gellert, Klopstock, Wieland, Herder, Schiller, Just. Kerner, Schwab, Seb. Bach, Rich. Wagner, Fritsch Jurist, Waldeck, O. Cromwell, Moltke, Lotze u. v. a.

Am Schlusse unserer Besprechung wollen wir nicht unterlassen noch darauf hinzuweisen, daß, außer den vorher erwähnten Gelehrten bezw. Schriftstellern, Fr. nicht davor zurückschreckt, auch Luther und Fichte eine Stelle in seinem Essay einzuräumen. Unbarmherzig fällt er über den kühnen Gottesmann her; besonders empört ist er über dessen „Er-

findung" von der unbedingten Unterwerfung unter die Obrigkeit, sowie über einzelne seiner, noch heute im deutschen Volke fortlebenden Kernsprüche.

Daß aber Fr. die Dreistigkeit besitzt, Fichte, den genialen Philosophen, für die Richtigkeit seiner (Fr's) Ansichten auszubeuten, das ist eine Selbstüberschätzung, die beinahe an Wahnwitz grenzt.

Man stelle sich nur vor, wie Fichte, der glühende Patriot, dessen begeisternde Reden die Gebildeten des Volks entflammten, und der unter Einsetzung seiner persönlichen Freiheit (es war im Jahre 1807/8 unter der Franzosenherrschaft in Berlin) sein Vaterland vom Joch der Welschen zu befreien unternahm, und denke sich daneben den Socialdemokraten, der Vaterland, Religion und Familie leugnet und verräth. Fichte und Fr. haben nichts gemeinsam mit einander als den Anfangs- und Endbuchstaben ihrer Eigennamen.

* * *

Von dem Reichstagsabgeordneten, Redakteur Schippel, liegt uns ein Heft seiner Arbeiterbibliothek vor, betitelt: die wirthschaftlichen Umwälzungen und die Entwickelung der Socialdemokratie (Verlag, Berlin 1890), dessen Inhalt wir einer näheren Durchsicht unterziehen wollen.

Sch. weist eingangs seiner Schrift auf die Revolutionen hin, welche unser wirthschaftliches Leben durch die Erfindungen auf technischem Gebiet im Laufe der neuesten Zeit erfahren hat, sowie auf den dadurch hervorgerufenen grellen Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen.

Darauf erzählt Sch., wie in einem stillen Gebirgsdorfe, fernab der großen Verkehrsstraße, ein Weber, in dessen Familie ein Haus mit etwas Ackerland seit Generationen erblich ist, sich und seine Angehörigen — im Winter durch Garnweberei, im Sommer durch den Betrieb der Oekonomie — unterhält. Er lebt mit seiner Familie in glücklichen Verhältnissen.

Da erscheinen eines Tages plötzlich fremde Handwerker im Orte und erbauen an dem Ufer des Gebirgsflusses, dessen Kraft bisher ungenützt dahinbrauste, eine mächtige Fabrik und zwar eine Weberei. Dieses Unternehmen raubt allen Handwebern der ganzen Umgegend das Brod. Die einzelnen selbständigen Arbeiter sind nicht im Stande, die Waare so wohlfeil, noch viel weniger aber so gut zu fertigen, wie die Maschinen.

Der ehemals freie Producent muß, nachdem er mit seiner Familie halb verhungert, und sein Besitzthum Wucherern zur Beute anheimgefallen ist, sich entschließen, als armer Tagarbeiter in die Fabrik zu gehen; er ist von einem unabhängigen Mann zum elenden Proletarier herabgesunken.

Damit nun aber diese, im allgemeinen vielleicht nicht ganz unzutreffende Schilderung des Reizes für die Arbeiterklassen nicht entbehre, bezw. die darin enthaltene Aufhetzerei gegen die Unternehmer (Fabrikbesitzer) auch desto sicherer packe, bedient sich Sch. viel schärferer Ausdrücke, als der Gegenstand es eigentlich erfordert; so wählt er beispielsweise für das Wort: Fabrik, die Bezeichnung: Zwingburg oder Frohnfeste; für Fabrikant: gewissenloser Konkurrent, Ausbeuter; für arbeiten: frohnden, auspressen; für Arbeiter: Sklave, Bettler, Arbeitsthier; für Lohn: kärglicher Sold, Hungerlohn; für Kommis: Magazinsklave u. s. w.

Im Abschnitt III S. 14—15 gelangt der Verfasser zu der Forderung,

> „daß man den Gegensatz von Kapital und Arbeit, der alle Noth gebiert, aufhebe und den Produzenten — dem arbeitenden Volke — die Produktionsmittel als Gemeinbesitz übergebe".

Das ist allerdings sehr schön erdacht, liest sich auch ganz prächtig; aber wenn wir uns fragen, wie denn nun die Sache eigentlich anzugreifen wäre, so stehen wir vor dem gordischen Knoten, der nur durch Gewalt zerhauen werden

kann. Sch. giebt sich dann auch weiter keine Mühe, Maßnahmen zu ersinnen, wie das Problem in einer friedlichen, allen Betheiligten ihr Recht sichernden Weise gelöst werden könne; er schweigt einfach, weil er die Sympathien der in nebelhaften Humanitätsideen befangenen Nationalökonomiker nicht verlieren will.

Was soll es heißen, die Produktionsmittel — also das Kapital, womit die Rohprodukte, Gebäude, Maschinen ꝛc. beschafft werden — dem arbeitenden Volke als Gemeinbesitz übergeben? — Offenbar: das Kapital zu Gunsten der Arbeiter konfisciren; denn verschenken werden die Besitzer ihr Eigenthum doch sicherlich ebenso wenig, wie die Arbeiter gesonnen sein würden das ihrige: Arme, Hände und Beine Anderen unentgeltlich zu überlassen.

Alle socialdemokratischen Schriftsteller hetzen die Massen gegen das Kapital und sind bestrebt einen Kriegszustand bis aufs Messer zwischen Arbeiter und Kapitalisten zu schaffen, während eigentlich Kapital und Arbeit ein und dasselbe ist.

Kapital ist das aus Fleiß und Arbeit durch Sparsamkeit hervorgegangene Produkt, oder mit anderen Worten: Kapital ist in Münze umgesetzte, angesammelte Arbeit. Ist irgendwo einmal ein Kapital gleich einem Meteor vom Himmel herabgefallen? — Kommen wir beim Nachforschen, woher ein Kapital stammt, nicht stets auf den ersten Groschen zurück, dem sich der zweite, dritte u. s. w. zugesellte, bis ein Kapital daraus erwuchs? — Wenn aber das Kapital sich auf ehrliche Arbeit und Sparsamkeit zurückführen läßt, ist es da nicht ein verwerfliches Beginnen, auf die Kapitalisten sonder Unterschied, die Meute des urtheilslosen, neidischen Pöbels zu hetzen?

Nun gelangt zwar auch Mancher in den Besitz von Kapital, das er weder erarbeitet, noch erspart hat, z. B. durch Erbschaft, Lottospiel oder dergl. — Aber auch über solches Kapital sollte man sich hüten, abfällig zu urtheilen; denn,

geht es beispielsweise vom Vater auf den Sohn über und der letztere hat nicht gelernt durch neue Arbeit Nutzen damit zu schaffen, so wird es bald in alle vier Winde verstreut sein. Goethe sagt und gewiß mit Recht:

Was Du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Es ist nachgewiesen worden, daß größere Vermögen in ihrem Bestande, selten über die zweite Generation hinaus, derselben Familie erhalten bleiben, außer, wenn der jeweilige Besitzer damit zu arbeiten versteht; mag dieser nun Landwirthschaft betreiben, Häuser bauen, oder als Kaufmann u. s. w. sich beschäftigen. Fällt jedoch einem Müßiggänger ein Vermögen in den Schooß, so wird er niemals längere Zeit sich dessen zu erfreuen haben, denn es geht naturgemäß sehr bald in den Allgemeinbesitz zurück, bis wieder umsichtige, fleißige Menschen durch Sparsamkeit aus den beständig fluktuirenden einzelnen Theilen des Gesammtbesitzes neue Kapitalien daraus bilden. Auf alle Fälle kommt jedes Kapital — ob groß, ob klein, in welchen Werthen es immer angelegt sei und wer es auch besitzen möge — stets immer wieder der Allgemeinheit zu Gute.

Die Eventualität, daß jemand sein blinkend Geld vergrübe und dadurch der Cirkulation entzöge, läßt sich wohl ernsthaft kaum ins Auge fassen. Damit fallen denn alle von den Socialdemokraten gegen den Privatbesitz erhobenen Bedenken sowie alle Vorschläge zu einem besseren Arrangement ins Wasser.

Im Absatz IV der qu. Broschüre bestreitet Sch., daß die unbequeme (socialdemokratische) Partei ein Kunstprodukt sei, er bringt jedoch für seine Ansicht auch nicht den Schein eines Beweises bei. Darauf fährt er fort:

„Wenn somit heute schon jeder politisch Einsichtige mit der Socialdemokratie wie mit einer Nothwendigkeit rechnet, so hat man doch meist keine Ahnung davon, wie weit die

eherne Pflugschar der ökonom schen Entwickelung den Boden für den Socialismus bereits aufgebrochen hat, so daß es nur eines warmen Sonnenblickes bedarf, damit seine Saat auch da in die Halme schießt, wo heute noch den bürgerlichen Parteien die Ernte b.schieden ist".

Hierauf läßt sich wohl mit Fug und Recht erwidern, daß Schreier und Charlatane — wie ja die Erfahrung tausendfältig lehrt — stets einen großen Kreis von Zuhörern um sich versammeln. Eine Sensation erregende Reklame leistet in unserer nach Neuigkeiten lüsternen Zeit immer ganz erstaunliches. Wer den Leuten mit ehrsamer Miene zu schmeicheln versteht, und das muß man den socialdemokratischen Rädelsführern zugestehen, der wird immer Gläubige, besonders unter den unzufriedenen, niederen Volksklassen finden, wie Mephisto treffend sagt:

Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.

Schon die Ansprache in den Versammlungen, „Genossen", „Freunde", nimmt den gemeinen Mann für den beredten Führer ein; er fühlt sich hingezogen zu demjenigen, der ihm den Kampf ums Dasein zu erleichtern verspricht, der ihm in seiner Ausdrucksweise zu erzählen weiß, wie er, der Arbeiter, eine weit bessere Lebensstellung verdient hätte, als sich nur schinden und plagen zu lassen, während der durch ihn reich gewordene Bourgeois im Ueberflusse schwelgt.

Sehen wir uns aber die verschiedenen Lebensberufe genauer an, so kann sich — um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen — der Ritter der Arbeit gar nicht beschweren, daß es ihm — sofern er nur seine Schuldigkeit thut und sich einzurichten versteht — schlimmer ergeht, als einem Manne aus den sogenannten bevorzugten Ständen. Wir sind der Ansicht, daß das Maaß der glücklichen zu den trüben, resp. schweren Stunden im Leben aller Menschen, sich nach Verhältniß genau die Waage hält und daß, wenn wir im Stande

wären, den inneren Zusammenhang bei außergewöhnlichen Glücks- oder Unglücksfällen stets sicher zu erkennen, uns weder die ersteren noch die letzteren besonders aufzuregen vermöchten. Die ewigen Gesetze, die wir in der Natur bewundern, müssen sich nach unserer Logik auch auf alle übrigen Vorgänge in der Welt erstrecken. Mancher wandelt auf ziemlich ebener Straße ohne Unfall durchs Leben hin, während vielleicht sein Nachbar zur Rechten auf den Gipfel des Glücks erhoben, derjenige zur Linken dem Unglück als Spielball zu dienen scheint. Dessenungeachtet wäre es sinnlos, alle diese Begebnisse als ein blindes Fatum anzusprechen. Eine ausgleichende Gerechtigkeit, eine Versöhnung der schroffen Gegensätze muß obwalten, wenn auch die Erscheinungen dem Erkenntnißvermögen des Menschen unerforschbar sind. — Je heller der Sonnenschein, desto tiefer die Schatten. Und ein anderes Sprichwort sagt: „Kein Unglück ist so groß, daß nicht noch ein Glück dabei wäre“.

Auf Seite 20 unterzieht Sch. das Schankwirthschaftsgewerbe einer näheren Betrachtung. Er sagt:

„Im Schankwirthschaftsgewerbe war noch vor kurzem bei uns fast überall Kleinbetrieb herrschend. Die bescheidene Gaststube war wie eine Erweiterung der Familienräume, in der sich eine kleine Zahl von Freunden und Nachbarn regelmäßig einfand. Der Besitzer war zugleich die hervorragendste Arbeitskraft, er braute mitunter noch selbst, kaufte ein, pflegte Keller und Speisekammer und bediente seine Gäste. Er hatte darum in seiner Jugend mancherlei lernen müssen und das Gleiche versteht auch sein Gehülfe, der aus diesem Grunde nicht so leicht durch eine gleichverwendbare Arbeitskraft zu ersetzen ist und bald auf eigene Selbständigkeit in der gleichen schlichten Weise rechnet.

Heute drängt sich auch hier überall der Großbetrieb vor. Die kleinen Kneipen entvölkern sich, nur die aussterbende und sich rasch verringernde alte Generation bleibt ihnen und ihrer alten Gewohnheit noch eine Zeit lang treu. Die großen Bierpaläste mit ihren weiten, lichten Räumen und ihrer

luxuriösen Einrichtung mit ihrer durch den Massenabsatz ermöglichten Vorzüglichkeit und Billigkeit aller Getränke und Speisen ziehen magnetisch die Gäste an".

Diese Darstellung ist nicht nur einseitig gehalten, um für die Zwecke der Socialdemokratie Propaganda zu machen, sondern zum großen Theil wahrheitswidrig.

Wenn wir auch zugeben, daß die großartigen, mit raffinirtem Luxus ausgestatteten Bierhallen im Mittelpunkt der Residenz in den letzten Jahrzehnten sich kolossal vermehrt haben, so lehrt doch schon der Augenschein, daß die kleinen Geschäfte der Gastronomie dadurch keine Einbuße erlitten, sondern vielmehr in derselben rapiden Weise (sogar bis in die entlegensten Winkel der Vorstädte) im Uebermaß emporgeschossen und in Aufnahme gekommen sind. Wer den Kellerlokalen, Stehbierhallen, Kaffeekneipen, Destillen u. s. w. einmal einen Besuch abstattet, wird sich überzeugen, daß der gemüthliche Wirth und dessen bessere Hälfte ihre Selbständigkeit bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die Frau schafft in der Küche, während der Gatte die Gäste bedient. Bei größerer Ausdehnung des Geschäfts, wenn die Zahl der Stammbrüder es erfordert, wird ein Gehülfe (Hausknecht) angelernt, der nicht selten als Nachfolger des Conzessionars eintritt. Daß dergleichen Schankgewerbe ihren Mann, wenn derselbe nur auf dem Posten ist, d. h. seine Gäste gut zu unterhalten weiß, sehr gut nähren, geht aus den Gewerbesteuerlisten hervor. Es sind ihrer nicht wenige solcher Wirthe, die nach 15—20jähriger Thätigkeit bereits mit gefüllten Taschen sich zur Ruhe setzen.

Auch das Mittelglied zwischen diesen Lokalen und den Bierpalästen, die ehrsame Weißbier-Stammkneipe (sog. Geheimrathskneipe), welche von Beamten und soliden Bürgern frequentirt wird, florirt heute noch, wie vor fünfzig Jahren.

Es steht also mit den Thatsachen in grellem Widerspruch, wenn Sch. behauptet, das Kleingewerbe habe seine

Lebensfähigkeit mehr und wehr eingebüßt. Im Gegentheil! Eine ungemessene, weit über das Bedürfniß hinausgehende Vermehrung der kleinen Schankbetriebe ist zu konstatiren, leider zum großen Schaden der niederen Volksklassen. Denn wäre nicht die Gelegenheit, den Wochenlohn zu vertrinken, so hundertfältig geboten, so würde manche Arbeiterfamilie einen Nothgroschen zurücklegen können. Aber gerade in unmittelbarer Nähe der Arbeitsstätten, Fabriken 2c. setzen sich die spekulativen Kleinwirthe fest, ihre Stammgäste bei den Klängen eines Leierkastens, eines abgeklapperten Pianos, oder einer Zieharmonika, die sauer verdienten Markstücke abzunehmen. Wäre es der Socialdemokratie in Wirklichkeit darum zu thun, für das Wohlergehen der Arbeiter zu sorgen, so müßte sie in erster Linie suchen, der Schlemmerei und der daraus entspringenden Verwilderung zu steuern. Sie muß aber ihre Anhänger im Taumel erhalten, denn ein nüchterner, nachdenkender Mensch kann, selbst bei niederem Bildungsgrade, sich dem Widersinn ihrer Lehren nicht verschließen.

Das wissen die socialistischen Agitatoren nur zu gut, sie verstehen indeß ihr Ackerfeld zur rechten Zeit zu bestellen. Wenn die Gemüther vom Bier- und Branntweingenuß erhitzt sind, dann erscheinen sie unter den „Genossen", haranguiren sie mit ihren Weltverbesserungsplänen, lesen ihnen (dem gemeinen Mann imponirt immer ein gedrucktes Blatt) derb gehaltene Zeitungsartikel aus dem Vorwärts, der Volkstribüne 2c. vor und ergänzen in cynischer Rede, was die Preßbehörde ganz sicher nie hätte passiren lassen.

In demselben Abschnitt (S. 26) steht geschrieben:

„Die Fachschulen sind — bei aller ihrer kulturellen Bedeutung — für die Kapitalisten weiter nichts als ein Mittel, sich überschüssige und darum billige qualificirte Arbeitskräfte zu schaffen. Wird die Ueberfüllung dieser Berufszweige sich nicht fortwährend vermehren, da der Großbetrieb verhältnißmäßig mit immer weniger Aufsichts- und Direktionspersonal auskommt. dem immer zahlreicheren Nachwuchs also keine ent-

sprechende Aufnahmefähigkeit der Privatindustrie gegenübersteht? Geistige Lohnarbeiter — ebenso abhängig wie der Handarbeiter, ebenso mit Hungerlöhnen abgefunden während der Beschäftigung, ebenso auf das Pflaster geworfen während der schlechten Zeit, immer ohne Aussicht, jemals selbständig, selber Unternehmer werden zu können — das wird mehr und mehr das Schicksal auch der geistigen Arbeit auf diesem Gebiete werden."

Dergleichen schwarzgallige Ergüsse sind einer Widerlegung eigentlich gar nicht werth. Denn, werden Fachschulen (resp. Kunstschulen) errichtet, in denen Schulgeld erhoben wird, so sagen die Socialdemokraten: Da seht ihr, daß für die Kinder der Proletarier nichts geschieht, sondern nur für diejenigen der Bourgeoisie! —

Ist der Unterricht in diesen Anstalten jedoch frei und sind dieselben außerdem mit noch so verlockenden Stipendien für talentvolle Schüler ausgestattet, so sagen dieselben Herren ihren Anhängern: „Was nützt es, daß eure Kinder Fachschulen u. s. w. besuchen, jahrelang nichts verdienen und sich tüchtig abquälen müssen, wenn ihr nicht einmal die Gewißheit habt, daß sie später auch eine lohnende Beschäftigung finden. Sie sind doch nur Parias, sind nur auf der Welt, um den Bourgeois noch reicher zu machen und dabei selber am Hungertuch zu nagen."

Die Regierung mag also beginnen, was sie will, sie taugt nichts, kennt die Bedürfnisse des Proletariers nicht! — Ah bas le régime! —

Zum Schluß finden sich noch folgende Kraftstellen gegen das Privatkapital:

„Man mag von der früheren kulturhistorischen Rolle des Kapitals denken so hoch man will — mehr und mehr tritt es zu Tage, daß *diese Rolle ausgespielt* ist und daß, wie alle überlebten Gewalten, das Kapital nur noch als ein Hemmniß des Fortschritts wirkt u. s. w."

„Jeder wird ohne tieferes Nachdenken gewahren, daß das Kapital nicht nur nichts schafft, sondern sogar der Produktion

künstliche Fesseln anlegt, indem es einen immer wachsenden Theil der schon vorhandenen Produktion brach legt."

Abschnitt VI. der Broschüre endlich eröffnet einen prophetischen Hoffnungsblick auf eine glückliche Zukunft, wo die politische Organisation des Proletariats — die Socialdemokratie — alle Hindernisse, welche die Kleinmüthigen und Wankelmüthigen bereiteten, überwältigt haben wird. Die Bourgeoisie muß für immer von ihrem Thron herniedersteigen und dem Proletariat die Zügel der Regierung übergeben:

„Dann werden die Fesseln der Noth von uns allen fallen; die Nacht der Unwissenheit und Barbarei wird von allen Menschen weichen, und die lichte Lebensfreude, die heute nur die Spitzen der Gesellschaft umglänzt, wird sich auch niedersenken in die dunklen Tiefen des Volkes, und die bloßen Arbeitsthiere, die dort hausen, zu unabhängigen, glücklichen Menschen machen. Dann wird eine schönere, bessere Welt entstehen und allen auf Erden Freiheit, Wohlstand und Bildung bringen."

Diesen schönen, berauschenden Worten gegenüber müßte eigentlich jedem Kritiker die Feder entfallen; wir sind jedoch einmal zu hart gesotten, als daß wir uns durch dergleichen schillernde Seifenblasen aus dem Context bringen ließen. Und wenn wir auch unseren Empfindungen an dieser Stelle Schweigen gebieten, so hoffen wir doch um so zuversichtlicher, daß unsere Leser diese Enthaltsamkeit zu würdigen verstehen, und auf einem Gange durch die Bebel'sche Literatur uns ihre Begleitung nicht entziehen werden.

Den Löwen der Socialisten in seiner Höhle aufzusuchen, dazu gehört schon ein gewisser Muth; da uns jedoch die wilden Bestien im Dschurdschura*) s. Z. nichts zu Leide gethan, so fürchten wir eine angezähmte Katze umsoweniger.

Alle socialistischen Schriftsteller haben eins gemeinsam miteinander, sie holen alle sehr weit aus — mitunter sogar ganz ungeheuer weit. Am liebsten von Adam und Eva.

*) Vergl. C. Laverrenz, Zwei Wanderungen durch das nördliche Afrika, (Berlin bei Mittler), S. 118 u. 129.

Doch nein! Da hätte ich mich bald einer Ungenauigkeit schuldig gemacht, denn an solchen Unsinn, daß wir alle von einem Menschenpaar abstammen, darf ein braver Socialdemokrat nicht glauben. Also sie beginnen etwa mit den Zeiten der Hüksos oder anderer Wald- und Wiesenläufer. Sie stellen die Vergangenheit — besonders in Beziehung auf den Grundbesitz — mehr oder weniger ausführlich dar und verfallen bei dieser Gelegenheit in eine höchst trostlose Sterilität, über die selbst ihr bombastisches Wortgeklingel nicht hinwegzutäuschen vermag. Stellenweis muß man sich zur Geduld zwingen, um nur das Buch nicht aus der Hand zu legen. Wenn einmal ein Anlauf zu höherem Fluge genommen zu werden scheint und man hofft, einem originellen Gedanken, in logischer Form entwickelt, zu begegnen, so ist auch schon die Phrase in Bereitschaft gehalten, durch welche ein jäher Abschluß erfolgt. Der verheißene Bronnen gestaltet sich zu einer mageren Wasserader, die im dürren Sande verrinnt, ohne für unseren brennenden Wissensdurst den kühlenden Labetrank zu spenden.

Wie wir vorher schon im allgemeinen andeuteten, so beginnt Bebel in seinem Buche: Die Frau und der Socialismus (Stuttgart 1892) mit der ältesten Zeit. Er meint: „die Frau wie der Arbeiter sind im Laufe der Geschichte erst in der Neuzeit zum klaren Bewußtsein ihrer Knechtschaftsstellung gekommen, aber die Frau weniger als der Arbeiter, weil sie von ihm selbst als unterbürtig angesehen und behandelt wird."

Diesen Satz, wenn er so als allgemein gültig hingestellt wird, müssen wir bestreiten.

Zunächst müßte man wissen, welchen Arbeiter Bebel hier ins Auge gefaßt hat; vielleicht den Landarbeiter? — Denn von dem städtischen Arbeiter, dem Gesellen, läßt sich durchaus nicht behaupten, daß er von dem Meister, gleich einem Knecht, abhängig sei, vielmehr haben sich die Dinge —

besonders in den letzten Jahrzehnten — so verschoben, daß das gerade Gegentheil zutrifft. Wir haben darüber von ehrenwerthen, sehr besonnenen Meistern der verschiedensten Berufsarten, wie: Optikern, Mechanikern, Goldarbeitern, Tapezierern, Maurer- und Malermeistern ꝛc. Klagen gehört, daß sie, seitdem die Socialdemokratie ihr Haupt immer schamloser erhebt, von dem Besserwissenwollen, dem Eigensinn und der Unbotmäßigkeit der Leute nicht nur vielen Verdruß, sondern auch schwer ins Gewicht fallende empfindliche Verluste zu erleiden haben.

Wenn Herr Bebel heut noch Kegelkugeln, Pfeifenrohre ꝛc. drechselte und genöthigt wäre, Gesellen zu beschäftigen, so würde er jedenfalls einen anderen Ton anstimmen. Da er es jedoch verstanden hat, sein Agitatorengeschäft so lukrativ zu gestalten, daß er dadurch eine ziemlich unabhängige Existenz genießt, so kann er sich dergleichen Ausbrüche schon gestatten.

Sodann möchten wir noch fragen, welche Gattung von Frauen B. eigentlich als „„unterbürtige““ im Sinne hat?

Es ist doch weltbekannt, daß mindestens dreiviertel sämmtlicher Ehemänner von ihren Frauen mehr oder weniger abhängig sind. Jedem, der nur einigermaßen aufmerksam zu beobachten versteht, muß diese Thatsache in die Augen springen. Hierbei denken wir nicht etwa nur an die gebildeten Stände, wo es selbstverständlich ist, daß der Gemahl nicht in die Toiletten- und häuslichen Angelegenheiten seiner Frau hineinredet, sondern auch an die mittleren und unteren Klassen, in welchen es mutatis mutandis ganz ebenso sich verhält.

Die Frau des Arbeiters, wir wollen annehmen, ein früheres Dienstmädchen, hat im Hause ihrer Herrschaft von der „gnädigen“ Frau soviel an Taktgefühl und Koketterie erlernt, daß sie bei einigem Witz auch ihren Mann ganz gut zu dirigiren weiß. Sie führt im Hause das Regiment; ist sie jung und hübsch: durch Liebreiz, ist sie alt, oder häßlich:

durch ihrer Rede Gewalt, auch durch Routine. Solche beschränkte Frauen, die sich tyrannisiren lassen, giebt es nur wenige.

Die Frauen beklagen sich wohl gegenüber ihrem Manne, daß sie unterjocht seien, das thun sie aber doch nur, um ihn desto gefügiger ins Ehejoch zu schmieden. So die Regel!

Nun hat allerdings jede Regel ihre Ausnahmen, aber darum darf man nicht die Ausnahme als Regel aufstellen, wie das in dem vorliegenden Buche geschieht. Ist denn Bebel so wenig in Sprüchen bewandert oder hat er es nicht der Mühe werth gehalten, darüber nachzudenken, woher es kommen mag, wenn der Franzose fragt: „Que dit la femme?“ — „Où est la femme?“ oder „Cherchez la femme!“ —

Auch der kernige deutsche Ausspruch: „Die Frau hat die Hosen an, sowie: deren Gatte ist ein gehöriger Pantoffelheld u. s. w. gehören in diese Kategorie.

Ist ihm ferner nie der bekannte Spruch vor Augen gekommen: Nulla fere causa est, in qua non femina litem moverit? Mit demselben könnte man fast den Beweis liefern, daß die Männer schon aus bloßer Bangigkeit vor jedem Streit auf ihre Herrenstellung mitsammt aller daran haftenden Autorität zu Gunsten ihrer Frauen verzichten. —

Die wenigen Frauen, welche an ihrem Sklaventhum so schwer zu tragen haben, verdienen meistens kein besseres Loos. Wenn jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so wird man auch schließen dürfen: Jede Frau hat den Mann, den sie verdient. Luther sagt in seinem Sermon über das eheliche Leben: „Jeder Mann hat die Frau, die ihm bestimmt ist“ und das hat auch in der Umkehrung seine Giltigkeit.

Die angeführten Sprüche, sowie eine Legion hierher gehöriger Bonmots und Calembourgs liefern den schlagendsten Beweis, daß seit Jahrtausenden von einer Sklavenstellung des Weibes zum Manne im Ernste nicht die Rede sein kann, oder sollen wir an Armida, Aspasia, Thaïs, Cleopatra,

Popäa, Cornelia Gracchus, Katharina II., Marquise Maintenon, Mad. Mollière, Kath. Evrard, de Lavergne, Mad. Roland, Fr. Rath Goethe, Cosima Wagner-Bülow, an tausend andere geschichtlich beglaubigte Weibergestalten, bis auf die Frau v. Racovitza hinab, erinnern, die sämmtlich ihre Auserwählten — Liebhaber wie Gatten — in Fesseln schlugen?

Merkwürdigerweise beruft sich Bebel hier auf die Heilige Schrift, er, dem es sonst gar nicht in den Sinn kommt, dieselbe als beweiskräftig anzuerkennen. Ein Atheist citirt di Worte Gottes: Und Dein Wille soll Deinem Manne unterthan sein, und er soll Dein Herr sein.*)

Daraus geht doch aber klar hervor, daß Eva schon ihren Lebensgefährten zu bestimmen -- zu beherrschen — wußte, daß mithin Adam, in der Sprache der Socialisten, der Sklave seiner Gattin war (gerade so, wie das bei den meisten Eheleuten, bis auf den heutigen Tag noch geschieht.) Andernfalls wäre es ja von Moses sinnlos gewesen, dieses Gebot aufzuzeichnen. Moses nahm sich damit der unterdrückten Ehemänner an.

Wir wissen im Voraus, daß B. hierauf ungefähr erwidern wird: wenn wir die bezeichnete Stelle**) aufmerksam gelesen hätten, müßten wir zu einer anderen Auffassung gelangt sein; und das könnte beinahe einen Schein von Berechtigung involviren, aber er spinnt den Gedanken, (daß das Weib dem Manne unterthan ist) mit den Worten, die zugleich eine Folgerung enthalten, weiter, indem er sagt: „Mit diesen Anschauungen, der ..... Judenmänner stimmt sicher die gesammte Männerwelt überein,“ also Bebel, der sich doch zweifellos auch als ein zur Männerwelt gehöriges Individuum betrachtet, gleichfalls.

*) I. Buch Mose. Cap. 3, V. 16.
**) Die Frau. S. 72.

Mit einer an Langweiligkeit grenzenden Breite ergeht sich B. über den Ursprung und die Weiterentwickelung des Menschengeschlechts. Die biblische Erklärung wird als unsinnig bei Seite geworfen und sonder Skrupel das gleichzeitige Vorhandensein vieler Stämme angenommen, die aber merkwürdigerweise auch, jeder Stamm für sich, von einem Elternpaar ausgegangen sein sollen.*)

Woher diese B.'schen Stammpaare gekommen, bleibt eine offene Frage. Ein Socialdemokrat, der Alles weiß, erkennt nicht die Pflicht an, uns nach Belehrung schmachtenden Sterblichen von seinem „Wissen" mitzutheilen, oder seine kühne Behauptungen wenigstens zu begründen.

Bei alledem bleibt es ein Räthsel, was B. mit seiner These eigentlich bezwecken will? Um den Gottesbegriff kommt er doch weder durch die eine, noch durch die andere Lesart herum. Ob ein Mensch, ein Paar, oder mehrere Paare gleichzeitig entstanden sind, einen Erschaffer, also einen Gott, müssen sie immer gehabt haben; oder sollten sie von einem Professor in einer Retorte als homunculus gebraut sein? Dann bitten wir um Auskunft, wer den Professor erschuf. —

Ganze Seiten druckt B. über den Geschlechtsverkehr der Alten ab. Den Stoff liefern ihm: Homer (i. d. Voß' Uebers.), Herodot, Strabo, Mantegazza, Morgan, Engels, Bachofen, Laveleye, und hundert Andere. Radenhausen hat dergl. Dinge in seiner „Isis" decenter, interessanter und jedenfalls viel instruktiver mit eigenem Geist behandelt. Den ganzen Wust unverdauten Materials hätte B. weglassen sollen**); hier kommt der Spruch zu voller Geltung: Weniger wäre mehr gewesen. — Bei dem hervorragenden Interesse, welches der Verfasser der „Frau" allen obscönen Dingen zuwendet, nimmt

*) Ebenda S. 8.

**) Bebel: a. a. O. S. 32 u. 33 wird Jacob's Heirathsgeschichte ganz umständlich erzählt; da jedes Schulkind dieselbe kennt, hätte ein Hinweis auf die Bibelstelle genügt.

es uns noch Wunder, daß er seine unfläthige Auffassung von der Besitznahme der Herrschaft durch Absalom, die selbstverständlich in symbolischer Weise auf dem Dache des David'schen Palastes geschehen ist, nicht etwas ausführlicher beschreibt*); er würde sich dadurch gewiß bei seinen Genossen, zu deren Glaubensartikel bekanntlich auch der der freien Liebe gehört, noch mehr in Gunst gesetzt haben. Indessen mitunter verachtet B. dergleichen und sagt mit Goethe: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! — Man sieht überall Inkonsequenz.

B. macht übrigens seine Angaben resp. Anmerke mit einer Nonchalance, die hart an Liederlichkeit streifen; entweder führt er nur den Titel eines Buches (nicht die Stelle auf die er sich bezieht) an, wodurch man genöthigt ist, um die Richtigkeit derselben festzustellen, das ganze Werk zu lesen, oder — er giebt ab und zu nähere Notizen, die aber oft nicht stimmen. So mußten wir beispielsweise das ganze 2. Buch Samuelis übersliegen, weil die citirte Stelle: Bibel, 2. Samuelis Vers 20 und ff. nicht aufzufinden war. Die bewußte Angelegenheit findet sich 2. Samuelis Kapitel 16, V. 21 und 22. Eine weitere Täuschung erregt B. an dieser Stelle dadurch, daß er schreibt, die qu. Handlung geschah öffentlich vor allem Volke. In der heiligen Schrift lesen wir jedoch: „Da machten sie Absalom eine Hütte auf dem Dache u. s. w.“.

Unter einer Hütte versteht man aber gemeiniglich einen geschlossenen Raum. Wir meinen, daß darin für den Vollzug des Aktes ein sehr erheblicher Unterschied liegt**)

---

*) B. ebenda S. 15 u. 16.

**) Nach Erdmann, „Die Bücher Samuelis“, Bielefeld und Leipzig bei Velhagen und Klasing. Seite 473 lautet die betr. Stelle: „Und sie spannten für Absalom das Zelt aus auf dem Dache. Und es ging Absalom zu den Kebsweibern seines Vaters vor den Augen ganz Israels“. — Daß er den Beischlaf vor Israel

Man merkt an all diesen Dingen — Summa Summarum —, daß der Autor der „Frau“ ein Autodidakt ist, wie er im Buche steht; von streng wissenschaflicher Verve keine Spur. Er sollte sich Faust I. Theil ansehen und beherzigen, wo geschrieben steht:

Wagner.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen.

Faust (allein).
Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Dabei wäre noch auf den großen Unterschied hinzuweisen, daß Goethe dem Faust die Worte über einen wirklichen und bescheidenen Akademiker — nicht über einen anmaßenden, eingebildeten Parvenü in den Mund legt.

Vom Christenthum sagt B. auf S. 41 folgendes:

„Das Christenthum entstand. Es verkörperte die Opposition gegen den bestialischen Materialismus, der unter den Großen und Reichen des römischen Reiches herrschte, es repräsentirte die Auflehnung gegen die Mißachtung und die Unterdrückung der Massen. In einer Zeit entstehend, die nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und in falscher Vorstellung sie als die Urheberin der herrschenden Laster ansehend, predigte es die Verachtung der Frau. In seinen menschenfeindlichen Lehren verlangte es die Enthaltsamkeit, die Vernichtung des Fleisches. Aber mit seinen doppelsinnigen, auf ein himmlisches und ein irdisches Reich bezüglichen Redewendungen fand es in dem Sumpfboden des römischen Reiches einen fruchtbaren Untergrund. Die Frau, wie alle Elenden, auf Befreiung und Erlösung aus ihrer Lage hoffend, schloß sich ihm eifrig und bereitwillig an“.

---

vollzogen hätte, ist nicht gesagt. Der Vorgang kann auch nur symbolisch aufgefaßt werden, denn in concreto liegt doch die Unmöglichkeit auf der flachen Hand.

B. geht hier von einer unrichtigen Vorstellung aus und gelangt demgemäß zu einem falschen Schluß. Der gebildete Römer hat seine, ihm an Familie und Erziehung ebenbürtige Gattin nicht nur als gleichberechtigt angesehen, sondern auch mit ihr Raths gepflogen und danach gehandelt. Das wissen wir von Coriolan, Tib. Sempr. Gracchus, Lucretius, Julius Caesar, Brutus, Augustus, der sogar unter dem Druck seiner Gemahlin Livia stand 2c. 2c. Der Plebejer hat seine Frau, wie der Stand es mit sich brachte, nicht besser, nicht schlechter behandelt, als sie die Fähigkeit besaß, ihrem Manne zu gefallen*). Das ist so selbstverständlich, daß darüber langathmige, im Gegensatz hierzu stehende Abhandlungen nur geeignet sind, die Dinge in ein schiefes Licht zu setzen. Die Aufgabe jeder Frau, ob hoch, ob niedrig, war stets, und wird es wohl auch bis in alle Ewigkeit bleiben, die Eigenschaften und Besonderheiten ihres Gemahls zu verstehen, wie dies auch von Seiten des letzteren der Gattin gegenüber, beinahe ausnahmslos geschah und bis zur Stunde noch geschieht. Daran ändern geschriebene Gesetze nichts. Weit entfernt, daß die Frau in einer schwierigeren Lage sich befände, ist sie gerade diejenige, welche im Vortheil ist, indem der allgütige Gott sie mit einem feineren Instinkt ausgerüstet hat, den die Dichter in zarter Weise, als sechsten Sinn bezeichnen. Durch diesen sechsten Sinn, diesen feinen Intellekt, ist die Frau befähigt, ihren Mann zu leiten und in der Erfüllung dieser

---

*) Wägner, Rom I. B. S. 536 berichtet: „Schon während seines Consulats hatte er (Cato) einen allgemeinen Sturm in Rom selbst zu bestehen, den nicht Männer mit den Waffen erregten, sondern das zarte Frauengeschlecht mit Waffen der Rede und der Obergewalt im Hause“. Und weiter, Cato sagte: „Ich regiere Griechenland; in meinem Hause und über mich führt aber die Frau das Regiment“; und ferner: „die Bürger aber der häuslichen und öffentlichen Unruhen überdrüssig, beugten ihre kriegerischen Häupter unter den Willen ihrer strengen Gebieterinnen. — In demselben Sinne lassen sich Mommsen, Scherr u. A. vernehmen.

Aufgabe sucht und findet sie ihr Glück, und zwar das hohe Glück, welches alle Tiraden und Theorien der Socialistiker nicht zu erschüttern vermögen. Ein Weib, das diese ethische Seite ihrer Bestimmung nicht begreift, in erotomatischen Tändeleien ihre Zeit hinbringt, oder in politische Wühlereien sich einläßt, verfehlt den ihr von der Natur zugewiesenen Beruf; sie ist ein Monstrum, eine Karrikatur ihres Geschlechts. Gottlob, daß die Geschichte selbst bis auf unsere Tage, Namen wie: V. Messalina, Agrippina, Julia, Wera Filippowa-Figner, L. Michel u. A. doch verhältnißmäßig nur wenige nennt.

Bemerkenswerth sind übrigens die Vorkommnisse, welche sich am 30. Oktober d. J. im socialistischen Frauen-Agitations-Verein zu Berlin abspielten. Die Frauen Leuschner, Fahrenwald, Ihrer, von Hofstetten, Frohmann, Rohrlack, Post, Schubert, die Fräulein Baader, Bien und Genossinnen beklagten sich schmerzlich darüber, daß die socialdemokratischen Rädelsführer, obwohl sie die Emancipation der Frauen beständig im Munde führen, es dennoch ablehnen, gemeinsame Berathungen (auf Parteitagen) mit ihnen zu pflegen. — Hierin, wie in allen Verheißungen der Socialisten, zeigt sich wieder die Heuchelei derselben in nacktester Gestalt. — Die armen Frauen werden am meisten betrogen sein, wenn je die Irrenhäuslereien der socialistischen Gesellschaft ins Leben treten sollten.

Was nun B. gar über die Menschenfeindlichkeit des Christenthums äußert, so ist das der barste Unsinn; keine Religion kann der christlichen hinsichtlich des Reichthums ihrer philantropischen Gedanken zur Seite gestellt werden.

Diese Religion, welche befiehlt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, und: So dir jemand den Rock nehmen will, dem gieb auch den Mantel 2c. 2c. enthält doch unbestritten die selbstlosesten Tugendsätze, die je von einem Moralisten resp. Religionsstifter erdacht worden sind. Sind nicht unsere ganzen christlichen Einrichtungen schlagende Beweise von Selbst-

verleugnung? — Oeffentliche Kliniken, Krankenhäuser, Reconvalescenzanstalten, Asyle, Volksküchen, Wärmehallen, unzählige Unterstützungsvereine, prächtig eingerichtete Gefängnisse und Zuchthäuser in welchen in hygienischer Hinsicht für das Wohlbefinden der Verbrecher so außerordentlich gesorgt ist, daß letztere nicht einmal mehr einen regulären Schnupfen bekommen können ꝛc. ꝛc. Sollte das wirklich kein Beweis für die humane Eigenschaft des Christenthums sein?

Dann auch die unentgeltlichen Volks-, höheren Bürger- und Fortbildungsschulen, sowie ferner die Lateinschulen, in welchen selbst das ärmste Proletarierkind, sofern es nur einiges Talent besitzt, bis in die höchsten Stadien der Wissenschaft sich hinaufarbeiten kann, theils auf Gemeinde-, theils auf Staatskosten; und das Alles bezeichnet B. als Menschenfeindlichkeit?

Im Gegentheil! Man könnte viel eher von einer übel angebrachten Hyperhumanität, von einer Ungerechtigkeit gegen diejenigen sprechen, welche die Kosten dafür tragen müssen, und denen man so lange aufpacken wird, bis sie endlich unter der Last zusammenbrechen werden.

Ist es etwa gerecht, wenn ein leidlich situirter Bürgersmann für seinen Sohn, der eine städtische Realschule besucht, das normirte Schulgeld zahlt, während neben seinem Knaben Freischüler sitzen, die nicht einmal an Fleiß und Begabung den ersteren übertreffen? Jener Mittelmann, der sich mannigfache Opfer auferlegen muß, entrichtet also nicht nur direkt das Schulgeld für das eigene Kind, sondern auch in indirekter Weise, durch Gemeinde-Einkommensteuer ꝛc. trägt er einen nicht geringen Theil zu den Kosten für die Stipendiaten bei. Das sind nicht etwa seltenere Ausnahmefälle, sondern perpetuelle Gepflogenheiten. Und wenn noch das Gemeinwohl irgend welchen Vortheil von dergleichen Einrichtungen zöge; aber diese Vergünstigungen werden gerade denjenigen Familien zu Theil, die den Rummel ordentlich verstehen, die

sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, die entscheidenden Persönlichkeiten aufzusuchen und so lange zu belaufen, bis die Genehmigung der Freistelle erfolgt ist.

Doch die Socialdemokraten begehren nicht blos den Mantel, sie wollen auch dem fleißigen und sparsamen Bürger den einzigen Rock abnehmen und, daß sie das wollen, darüber darf der Beobachter sich gar nicht wundern. Geniren sich denn die socialistischen Agitatoren, ihren eigenen Anhängern den mühselig verdienten Wochenlohn unter Vorspiegelung wichtiger Parteizwecke zu verkürzen? Wann wird der Tag erscheinen, wo die Gefoppten einsehen werden, daß sie gewissenlosen Spekulanten als Folie gedient; wann endlich werden die Arbeiter — der albernen Verheißungen, der doppelsinnigen Redensarten und der ewigen Geheimnißkrämerei müde — von ihren Führern Rechenschaft erfordern, über die Verwendung der ungeheuren Summen, die in einer langen Reihe von Jahren beinahe nutzlos geopfert wurden?*)

---

*) Welche kolossalen Summen die Arbeiter durch freiwillige Spenden aufbringen, davon hat man im allgemeinen kaum einen Begriff. Ab und zu wird allerdings ein Theil dieser Einnahmen im „Vorwärts“ publicirt und darüber Quittung ausgestellt, aber eine Kontrolle ist, da diese Angelegenheit vertrauensvoll behandelt wird, nicht denkbar. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die wirklichen Eingänge erheblich höher sind, als die angegebenen. Um unsere Ansicht zu begründen, konstatiren wir, daß der „Vorwärts“ am 4. Februar 1892 eine solche Quittung (gez. Bebel, Gr. Görschenstraße 22a) über eingelaufene Beiträge (wohlgemerkt „freiwillige“, zum Unterschied gegen die regelmäßig erhobenen) von mehr als 28 686 Mk. enthielt. Diese Quittungen wiederholen sich, wenn wir recht berichtet sind, mindestens 12 mal im Jahre; das würde p. a. ca. 323 200 Mk. ergeben. Danach hat das Agitationsgeschäft also eine sehr lukrative Basis und es kann die von Spahr im „Vorwärts“ Jahrg. 1892, No. 55 angegebene Norm, nach welcher sich die Einkommen Bebel's, Liebknecht's u. A. auf 20 000 Mk. pro Jahr belaufen, wohl stimmen. Indem wir unsere persönliche Meinung über die an bezeichneter Stelle gegebenen Aufschlüsse unter-

Welchen Segen könnten die von den Socialdemokraten zusammengetragenen Millionen und Abermillionen stiften, wenn damit verständig Haus gehalten würde? Aber dazu lassen es die Leiter der Partei nicht kommen. Sehr natürlich — würden sie doch sich selbst die Lebensadern zerschneiden.

---

drücken, glauben wir doch im öffentlichen Interesse darauf hinweisen zu müssen, daß an der Wahrheit jener Aussage um so weniger gezweifelt werden kann, als Spahr selber zur socialdemokratischen Partei gehört und sich ihm Gelegenheit bot, aus reiner Quelle zu schöpfen.

Soeben werden uns die Dresd. Nachrichten No. 204 v. 22. Juli 1892 zugesandt, welche folgenden Bericht enthalten: „Die socialdemokratischen Blätter veröffentlichen bekanntlich von Zeit zu Zeit ausführliche Quittungen über die bei ihren Führern eingegangenen Beiträge zu Parteizwecken. Die Reichlichkeit, mit welcher hier die Mittel zusammenfließen, muß Einem wirkliche Hochachtung vor der Opferwilligkeit manches Arbeiters, der sein Heil nun einmal von den Lehren der Socialdemokratie erwartet, abnöthigen. Weit seltener bekommt man aber einen Einblick in die Verwendung der Parteigelder; die opferwilligen Genossen müssen sich mit dem Glauben zufriedenstellen, daß ihre Groschen würdigen Zwecken dienen. Was in dieser Hinsicht indessen für würdig angesehen wird, davon hier eine Probe. Vor einer Reihe von Jahren hat der Landtagsabgeordnete Herr Goldstein mehrfach Bauspekulationen gemacht, bei denen ihn das Glück jedoch nicht recht begünstigte. Er hat vielmehr verschiedene Schulden seinerseits nicht begleichen können und diese in seine spätere Laufbahn mit herübergenommen. Als er zum Kandidaten für den Landtag aufgestellt wurde, hat die Partei bereits 200 Mk. für ihn entrichtet. Bald tauchte jedoch ein neuer Gläubiger auf, der ihn in heftigster Weise um weitere 800 Mk. bedrängte. Diese Summe forderte Herr Goldstein gleichfalls von der Partei; er wandte sich deshalb an Herrn Bebel nach Berlin und nachdem dieser bei einem hiesigen Vertrauensmann Erkundigungen eingezogen, wurde die Summe erlegt. 500 Mk. kamen aus der Berliner Centralkasse, 300 Mk. wurden auf den 4., 5. und 6. Wahlkreis repartirt. Als Grund für diese Opferwilligkeit der Parteileitung dürfte die Besorgniß gegolten haben, daß Herr Goldstein in Konkurs

Ein wahrhaft großer — starker Charakter, der die Führerschaft unbestritten und allein, ohne persönlichen Vortheil übernehmen könnte, scheint auf dem Boden des Socialismus nicht emporwachsen zu wollen. Dieser einzige Mann würde allerdings ein Protektor (eine Art Cromwell) sein müssen, der eine Stellung einnähme, wie sie Lassalle Anfangs der sechziger Jahre sich erträumte. Er hatte den kühnen Wagemuth, es offen (nicht öffentlich) auszusprechen: „Ich! Lassalle! Alleiniger Herr, Präsident der Conföderirten Deutschen Arbeiterschaft und meine Helene — kleine Präsidentin"! Das nöthige Geld und die Suada besaß er, auch die Unerschrockenheit (?) — wie sie von Natur das Erbtheil jenes Stammes, dem er entsprossen, ist. Da — in seinem kraftvollsten Alter trifft ihn die tödtliche Kugel seines Gegners, des Gatten seiner theuren — ungetreuen Helena!

Seitdem krankt der Socialismus in Deutschland an den vielen kleinen Köpfen, die alle gar zu gern etwas Großes vorstellen möchten und so stört einer des andern Kreise. Es bleibt doch ein wahres Wort: Viele Köche verderben den Brei.

Wenn mehrere hunderttausend Mark angesammelt sind,

gerathen und damit zur Niederlegung seines Landtagmandats gezwungen werden konnte. Die Parteigenossen, welche die Mittel zur Begleichung der Schulden des Herrn Goldstein aus ihren Taschen gegeben, werden gewiß den Wunsch haben, daß ihr Abgeordneter nunmehr „arrangirt" ist. Neuerdings kündigt das Goldstein'sche Geschäft „totalen Ausverkauf" an. Nicht ohne Interesse ist schließlich noch der Umstand, daß der Hauptgläubiger des Herrn Goldstein, der ihn um die 800 Mk. heftig bedrängte, ein Bruder des Herrn Goldstein ist, so daß also die Arbeiter für Herrn Goldstein an Herrn Goldstein ihre Spargroschen zahlen".

Vergl. Voß.-Ztg. No. 518 v. 4. November 1892. „Die Einnahmen der socialdemokratischen Parteikasse betrugen in diesem Jahre 231 895 Mk. u. s. w.". — Auch hier ist keine Rechnungslegung beigefügt also wohl auch nicht erfolgt.

lassen die jetzigen Häupter der Socialdemokratie irgendwo von einer xbeliebigen Gruppe einen Streik in Scene setzen, damit alles verrechnet resp. aufgefressen werde. Das ist die neue Parteitaktik! Oeffentlich rathen sie freilich vom Streik ab, vermitteln wohl auch und suchen nach jeder Richtung hin den Schein zu wahren, als wirkten sie dagegen, auf daß, wenn's schief ausläuft, sie sagen können: „Seht ihr, so gehts Euch, wenn Ihr nicht auf uns hört!“ — In der Stille aber, in Wirthshäusern und Spelunken, beim Glase Bier und dem obligaten Cognac, da wird frisch drauflos geschürt. O, ihr Pharisäer! — Ein jeder von euch dünkt sich ein Tayllerand zu sein.

Immerhin ist ihre Finanzpolitik der Zeit- und Geschäftslage angemessen. Denn, wenn geordnete Verhältnisse herrschen, sind immer Einige, die von einander wissen, dieser hat so und so viel, jener so und so viel erhalten, bezw. genommen. Das ist jedenfalls sehr unbequem. Geht aber die Wirthschaft recht kraus und bunt, dann erhält jeder sein Ressort und kann selbständiger in den Säckel greifen.

Dagegen nimmt sich der Schmerzensschrei B's eigenthümlich genug aus, den er in die Worte kleidet:

„Wie viel Arbeiter lassen sich nicht noch von ihren Ausbeutern beeinflussen und willenlos leiten?“

Dann fortfahrend um die Nothwendigkeit der socialistischen Hetzerei zu begründen:

„Der Unterdrückte bedarf des Anregers und Anfeuerers, da ihm selbst die Macht und Fähigkeit zur Initiative fehlt“.*)

Mit andern Worten heißt das weiter nichts, als: es giebt noch tüchtige, zuverlässige und zufriedene Arbeiter, die nichts von uns wissen mögen und die weder gegen ihre Brodherren, noch gegen ihre Wohlthäter Verrath zu üben sich bestimmen lassen.

*) B. a. a. O. Seite 58.

Wie B. auf den nächsten Seiten (59 ff.) über Luther urtheilt, zeugt nur allzuklar, daß er die Sprache jener Zeit, wie die letztere selbst, nicht zu fassen vermag.

Luther sagt in seinem Sermon über das eheliche Leben so ziemlich das Gegentheil von dem, was B. ihm hier unterlegt. Luther verbietet den Verschnittenen, deren er drei Gattungen aufzählt: „Verschnyttene die auß mutter leyb alßo geporn | 2, ettlich, die von menschenhenden verschnytten sind | 3, Etlich aber | die sich selber verschnytten haben umbs hymelreychs willen, | ein Weib zu nehmen, da letztere betrogen und „dasz wort gottis „Wachß und mehre dich | unmuglich" sein würde; daß ferner das Weib der „grewlichen Sund | der H . . . . . . | verfallen muß, weyl ein capphan sie also auffs narrnseyll furet". Mithin beweist die angeführte Stelle aus Luthers Predigt für B. gar nichts. Wer den Auslassungen B's Glauben schenkte, ohne das Original eingesehen zu haben, würde gründlich irre geführt sein, denn Luther donnert ja gerade gegen den Ehebruch und die H . . . . . .! — Auf den politischen Luther wird aller Haß, auf den geschlechtlichen alle Liebe ausgegossen, während er doch weder das eine, noch das andere verdient.

Wer die Schriften des gewaltigen Reformators ernsthafter studirt, dürfte doch in Anbetracht der großen Zeitunterschiede zwischen damals und heute, zu ganz anderen Resultaten als B. gelangen. Ganz sicher würde Luther die socialdemokratischen Theorien, wie sie gegenwärtig im Schwange sind, als Teufelswerk verdammen. Wir halten übrigens B. doch für viel zu schlau, als daß wir ihm zutrauten, er schriebe genau so, wie er im innersten seiner Seele empfindet. Zwischen den Zeilen liest man oft einen ganz andern Sinn heraus, der uns lebhaft an Mephistos Ausspruch erinnert:

Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

B's Meinung über die Ehe, wie sie auf den Blättern 80 ff, entwickelt ist, könnte man allenfalls gelten lassen, aber auch hier fällt er bald wieder ins Extrem — er übertreibt, wird beißend und verlangt von Anderen, daß sie seien, wie die Engel.

Um seiner Ansicht mehr Relief zu geben, bringt er sogar statistische Aufzeichnungen, deren Richtigkeit jedoch keineswegs verbürgt ist. Er druckt eine solche Menge von Tabellen ab, die gar nicht zur Sache gehören, daß man sagen muß, sie schaden mehr, als sie nützen; und wenn sie auch nicht direkt gefälscht sind, so ist doch unschwer zu erkennen, daß der Autor sie für seinen Zweck eigens ausgewählt und in tendenziöser Weise zusammengestellt hat, so daß ihnen also keine Spur von Beweiskraft beigelegt werden kann. Jedermann weiß außerdem, daß, wenn zehn Statistiker über einen und denselben Gegenstand zehn Tabellen selbständig anfertigen, man sicher sein kann, daß unter diesen keine mit der andern übereinstimmt. Aber wir wollen einmal die B'schen Zahlen, welche sich auf Seite 80 seines Buches vorfinden, nicht beanstanden. Die betr. Stelle lautet:

> „Im Jahre 1882 gab es in Preußen auf je 10 000 Einwohner des gleichlautenden Zivilstandes unverheirathete männliche Wahnsinnige 33,2, weibliche 29,3, verheirathete männliche Wahnsinnige nur 9,5, weibliche 9,5, verwittwete männliche Wahnsinnige 32,1, weibliche 25,6. Es ist also wohl unzweifelhaft, daß die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes auf die körperliche und geistige Verfassung von Männern und Frauen den schlimmsten Einfluß ausübt, und so können sociale Zustände nicht als gesund angesehen werden, die eine normale Befriedigung der Naturtriebe verhindern".

Wer diesen Satz aufmerksam liest, muß über die Leichtfertigkeit der B'schen Folgerungen staunen. Die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes als den schlimmsten Feind des menschlichen Organismus, sowohl des körperlichen, wie des geistigen, hinzustellen, ist schon überraschend, aber das

möchte allenfalls noch hingehen. Wer ernsthaft zu arbeiten sich gewöhnt hat, den wird freilich dieser thierische Trieb nicht in dem Maße heimsuchen, daß er darüber den Verstand verliert.

Die Anfänge bezw. Ursachen des Wahnsinns sind nach dem übereinstimmenden Zeugniß berühmter Psychiater gar nicht überall mit Sicherheit festzustellen und B. ist gewiß der letzte, der das Zeug besäße, einen solchen Versuch erfolgreich zu unternehmen. Aber auch die Ungesundheit unserer socialen Zustände mit der Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes in so unmittelbare Verbindung zu bringen, verräth eine Ignoranz, die nur bei einem höchst oberflächlichen Denker anzutreffen ist. Das muß doch B., der so viel wir erfahren haben, selbst verheirathet ist, wissen, daß in jeder Ehe andere, von einander sehr verschiedene Faktoren mitsprechen, z. B. die Sorgen bei Krankheiten oder Todesfällen geliebter Kinder, Verdruß in geschäftlichen Obliegenheiten, Familienzwist 2c., daß also auch bei Verheiratheten eine regelmäßige, rationelle Befriedigung des Geschlechtstriebes ausgeschlossen ist. Diese Störungen aus der Welt zu schaffen, möchte ebenso schwierig sein, wie das Auffinden des Steins der Weisen. Wahrhaft komisch wirken aber B's Worte am Schluß der Seite 373 wo er sagt: „daß wir in dieser „hochwichtigen" Frage im Dunkeln tappen!" Würde B. nach seinem großspurigen Auftreten wenigstens den Versuch gemacht haben, anzugeben, wie die schlechten socialen Einrichtungen angegriffen werden müßten, um glücklichere Zustände herbeizuführen, so könnte man seine Vorschläge wenigstens einer Prüfung unterziehen. Aber was folgt nun? Aeußerungen von Kant, Stuart Mill, Blackwell, Goethe 2c. die, wenn sie noch lebten, sicherlich baß dreinfahren würden, daß man ihre Namen mit so schmutzigen Dingen in Beziehungen setzt. Denn, es wird doch niemandem einfallen, die B'schen Auslassungen für wissenschaftliche Abhandlungen gelten zu lassen.

Hören wir noch, was ein berühmter Psychiater, der Dirigent einer großen Irrenanstalt in seinem Berichte über diesen Gegenstand sagt:

„Die Ursachen der Geisteskrankheiten zerfallen in zwei große Gruppen, in angeerbte und erworbene.“

Mit den angeerbten haben wir hier nichts zu schaffen, es kann sich für uns nur um die erworbenen handeln. Darüber heißt es weiter:

„Die erworbenen Geisteskrankheiten entstehen theils aus örtlichen Krankheiten des Gehirns und seiner Häute durch Verletzungen, chronische Entzündungen, Altersschwund, theils entwickeln sie sich aus allgemeinen Leiden, aus Typhus, Wechselfieber, Syphilis, bei Trunksucht, Neurosen, Hysterie. Rastloses Arbeiten, auch heftige Seeleneindrücke sind häufig als Ursache, mindestens aber als Veranlassung zum Ausbruch einer vielleicht im Keime schlummernden Geistesstörung anzusprechen.“

Nach dieser fachmännischen Erklärung hat kein Laie das Recht, den Staat im allgemeinen für die große Zahl der Irrsinnigen verantwortlich zu machen. Recht naiv klingt es, wenn B. ganz apodiktisch erklärt: Der Staat habe die Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder Gesellschafter seinen Geschlechtstrieb „gehörig“ befriedigen könne. — Obwohl B. versichert: die socialistische Gesellschaft würde diese Aufgabe in rationeller Weise lösen, so möchten wir doch bezweifeln, daß stets wohlgebildete, kräftige, schöne Männer, so wie hübsche junge Mädchen — für alte wollüstige Frauen resp. für unappetitliche Greise in ausreichender Menge vorhanden wären, den gestellten Ansprüchen auf Befriedigung des Geschlechtstriebes der beiden letzteren Kategorien — freiwillig — zu genügen. Oder, folgert B. etwa: da die socialistische Staatsgenossenschaft: Künstler, Gelehrte, Dichter 2c. zum Schuttfahren, Kloakenpumpen u. dergl. (S. S. 138) kommandirt, so könne sie auch die liebreizenden schönen Mädchen zu den alten abgelebten, humpelnden,

halbblinden und übelriechenden Männern ins Schlafgemach befehlen? Denn, wenn es darauf ankommt, den Naturtrieb „gehörig“ zu befriedigen, so dürften doch Altersgenossinnen dazu nicht geeignet sein; ebenso verhielte es sich mit den emancipirten alten Weibern, die ihr Recht von der neuen — Liebesglück verheißenden — Gesellschaft zu fordern, gewiß auch nicht anstehen würden. Sprichwörter bekunden die Wahrheit; die hier einschlägigen lauten: Je öller, je töller und: Alter schützt vor Thorheit nicht.

Das wären die klaren Umrisse des von B. in nebelhaften Phrasen ausgesprochenen Gedankens.

Nachdem B. über diesen Gegenstand sich sattsam ausgetobt und die fadesten Altweiberklatschereien aufgetischt hat, nimmt er plötzlich die Miene eines gottbegnadeten Propheten an und orakelt in sittlicher Entrüstung:

„Es bestätigt sich hier wieder die alte Erfahrung, daß eine im Zusammenbruch und im Auflösungsprozeß begriffene Gesellschaft durch künstliche Mittel und Zwangmaßnahmen sich über ihren Zustand hinwegzutäuschen sucht. Im verfallenden Römerreich suchte man durch staatliche Prämien die Eheschließung und die Kinderzeugung zu befördern. Im deutschen Reich, das unter einer ähnlichen Konstellation steht, wie einst das verfaulende Cäsarenreich, sucht man die vorhandene Auflösung zahlreicher Ehen gewaltsam zu verhindern. Der Erfolg wird hier wie dort derselbe sein.*)

Hier zeigt sich der Verfasser der „Frau“ auf dem Höhepunkt seiner Verblendung, denn ein Mensch mit nüchternen fünf gesunden Sinnen wird schwerlich gleiche oder ähnliche Befürchtungen für den Bestand des Deutschen Reiches hegen, und solch einen absurden Schluß aus der, allerdings höchst beklagenswerthen, Erscheinung unglücklicher oder in Trennung begriffener Ehen ziehen wollen.

Von einer Abnahme des Bevölkerungsnachwuchses ist nun vollends bei uns nichts zu spüren. Im Gegentheil!

*) Bebel a. a. O. S. 93.

Es dürfte vielleicht ersprießlich sein, darauf hinzuwirken, daß manchen jungen Leuten, welche unbedachtsam früh zur Ehe schreiten wollen, der wohlgemeinte Rath ertheilt würde, ihre Begierden bis zum Eintritt in ein etwas reiferes Alter noch zu zügeln. Wir fürchten nicht im mindesten, daß B.'s Prophezeihungen eintreffen könnten und die Irrenanstalten dadurch eine Zunahme an Patienten erführen. Nur müßte vor allen Dingen, an Stelle des wüsten Jagens nach nervenzerrüttenden Genüssen, eine menschenwürdigere Denkart Platz greifen. Anstatt den urtheilslosen Proletariern einzureden, wie sie durch die Thatsache ihrer Geburt schon Rechte auf das Eigenthum ihrer Mitmenschen besäßen, und zwar: ohne erst durch eigene Arbeit solche zu erwerben, sollte man ihnen eher begreiflich zu machen suchen, daß die Zahl der Wünsche beständig in dem Maße steigt, wie sie erfüllt werden, eine volle Befriedigung also niemals, dagegen eine Uebersättigung desto gewisser sich einstellen muß. Das wahrhafte Glück tritt nicht von außen an den Menschen heran, es hängt überhaupt nicht von Aeußerlichkeiten ab, sondern vom inneren Frieden, der vornehmlich aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht entspringt.

Gegen den Schluß des Abschnittes verliert sich B. derart in einander widersprechende Phrasen, daß ihm sogar der Faden mehrere Male entschlüpft. Er verweilt bei keinem Bilde, bis dem Leser die Situation klar geworden, sondern springt in die Kreuz und Quer, von der Salondame zur Proletarierfrau und von der gut erzogenen Bourgeoistochter zum verwahrlosten Fabrikmädchen, daß man zuletzt kaum noch weiß, von welcher Frau (!) — da er: Tochter, Fräulein, Mädchen, Dirne, überhaupt sämmtliche weibliche Individuen als Frauen bezeichnet — eigentlich dies oder jenes erzählt wird.*)

*) B. a. a. O. S. 153 nennt sogar ein 15jähriges Mädchen „Frau."

In seinem Tohuwabohu kommt B. dann gerade zu dem Gegentheil von dem, was er auszusagen wünscht. Weil er aber das natürlicherweise nicht bestehen lassen kann, so verwickelt er sich in ein noch unentwirrbareres Netz von Widersprüchen Doch das wäre nicht einmal das Schlimmste.

Aber, was soll man dazu sagen, wenn B. die gebildeten deutschen Hausmütter, die Frauen der guten Gesellschaft, kurzer Hand mit allen nur denkbaren sittlichen Gebresten und Lastern ausstattet, ihnen sogar ohne jeden Vorbehalt das Verbrechen gegen keimendes Leben vindicirt;*) und worauf gründet B. diese entsetzlichen Anklagen? Auf seine Wahrnehmung, daß die Bourgeoisfrauen durchweg nur zwei Kinder besäßen. Die Schlußworte des Abschnittes lauten:**)

„Sie (die Frauen) haben nur Sinn für reine Aeußerlichkeiten, bekümmern sich nur um Tand und Putz, suchen in der Ausbildung eines verdorbenen Geschmacks, in der Fröhnung üppig wuchernder Leidenschaften Thätigkeit und Befriedigung. Für die Kinder und die Kindererziehung haben sie wenig Sinn und bekümmern sich oft herzlich wenig darum, sie überlassen diese vielmehr so viel als möglich der Amme und den Dienstboten, und überantworten sie in späteren Jahren der Pension.

Es ist also eine lange Reihe von Ursachen der verschiedensten Art, die in das heutige Eheleben störend und zerstörend eingreifen und in außergewöhnlich zahlreichen Fällen den Zweck der Ehe nur theilweise erfüllen oder gänzlich unerfüllt lassen. Der ganze Umfang dieser Zustände kann nicht einmal erkannt werden, weil jedes Ehepaar sich bemüht, einen Schleier über seine Verhältnisse zu breiten, was man namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen vortrefflich versteht.“

Kurz zuvor hat B. ausgeführt, wie bei der Frau der höheren „Gesellschaftsschicht“ vornehmlich auf die Ausbildung und Vertiefung des Gemüths gesehen wird, die Richtung jedoch, welche man durch Musik, Poesie, Kunst und

*) a. a. O. p. 104 ff.

**) a. a. O. p. 112.

Belletristik anstrebt, die verkehrteste Methode, welche ersonnen werden könne, sei. Man müsse vielmehr: physischen Muth natürliche Kraft, Charakterfestigkeit, Kenntniß von Welt und Menschen, sowie geschärfte Denkfähigkeit hineinerziehen, um die schüchternen Puppen zu ordentlichen Frauen (!) umzuwandeln!

Für die Bildung der Frau des Proletariers sei von je her mehr geschehen, aber doch nicht genug, um dem schärferen Denken des Mannes (?) gewachsen zu sein! Wenn der Mann (Proletarier) abends mit seiner Frau über Politik keine Unterhaltung pflegen könne, dann müsse er in die Kneipe gehen, damit er sich und Andere über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten belehre. Dadurch werde er jedoch seiner Frau, welche ihn zurückzuhalten strebe, überdrüssig und das eheliche Zerwürfniß sei fertig.

Die Beherrscher der Weiber trügen aber selbst die Schuld, warum haben sie die Frau zu dem gemacht, was sie jetzt ist — nämlich zu einem Genußobjekt, zu einem Lust- und Lastthier! — sic!

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, uns über die Auffassung zu äußern, weisen also, um nicht in B.'s Fehler zu verfallen, der Alles hundertmal wiederholt, um es dadurch glaubwürdiger erscheinen zu lassen, auf die betreffende Stelle hin. — (Vorn S. 96 ff.).

B. geht nun freier und dreister auf sein Ziel los. Wir wollen die prächtige Stelle, welche S. 114 anzutreffen ist, wörtlich hersetzen:

„In Sparta z. B. in dem man in der körperlichen Ausbildung beider Geschlechter am Weitesten ging, wandelten Knaben und Mädchen bis in's mannbare Alter nackt, sie übten sich gemeinsam in körperlichen Exercitien, Spielen und Ringkämpfen. Die nackte Schaustellung des menschlichen Körpers und die natürliche Behandlung des Natürlichen hatte den Vorzug, daß sie die sinnlichen Ueberreizungen, die

heute durch die Trennung des Verkehrs der beiden Geschlechter von Jugend auf künstlich erzeugt werden, nicht entstehen ließ.“

Dennoch muß sich diese urwüchsige Erziehungsmethode nicht bewährt haben, denn als wir vor zwei Jahren Griechenland bereisten, haben wir von dem nackten Verkehr der beiden Geschlechter nichts zu sehen bekommen.

„Die körperliche Ausbildung des einen Geschlechts und die Funktion seiner besonderen Organe war dem andern kein Geheimniß.“

Das trifft wohl auch heute noch zu, man beobachte nur die Spiele der Kinder in den Rehbergen 2c., da kann man Wunderdinge schauen.

„Natur blieb Natur. Ein Geschlecht erfreute sich an den Schönheiten des andern.“

Darüber mag sich Herr B. nur trösten: Natur bleibt auch heute noch Natur, und Mensch bleibt Mensch, das ist unbestreitbar. Hat doch auch Mephistopheles so gedacht, als er zum Faust sagte:

„Du bist am Ende — was Du bist.
Setz' Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer — was Du bist.“

Und so auch Herr B.! — —

Desselbigengleichen erfreuen sich auch heute noch die Geschlechter gegenseitig an ihren Schönheiten, ohne darum Spartaner geworden zu sein! —

„Zur Natur und zu natürlichem Verkehr der Geschlechter muß die Menschheit zurückkehren, sie muß die jetzt herrschenden ungesunden spiritualistischen Anschauungen (?) über menschliches Wesen von sich werfen u. s. w.“

Das kann doch eigentlich nur ein Erzreaktionär aussprechen. Der Gedanke, den B. hier gewissermaßen schüchtern andeutet, hat — so zu sagen — etwas Berückendes. Man denke, wenn Berlin an einem heißen Sommertage den An=

fang machte, und beide Geschlechter statt der unkleidsamen, häßlichen, unpraktischen und unhygienischen Toiletten in ihrem Urzustande, die Linden herauf- und herabwandelten, wie dadurch die Metropole des Deutschen Reiches mit einem Schlage die berühmteste aller Städte der ganzen Welt werden müßte. —

Das wäre die Consequenz des B.'schen Gedankens. Lassen wir damit des grausamen Spieles genug sein; es ist in der That zu widerwärtig, sich länger mit dergleichen verbohrten „Rückwärtsereien" zu beschäftigen. Auf den nächsten Blättern finden sich einige Widersprüche, von denen wir jedenfalls Notiz nehmen müssen. Wir lesen:

„Eine unverantwortliche Scheu hält die Mütter ab, mit ihren Töchtern über die wichtigsten geschlechtlichen Funktionen zu sprechen, sie lassen sie über ihre Pflichten, dem Gatten gegenüber in der schwärzesten Unwissenheit.*)

Dagegen heißt es a. a. O.

„Schlechte Romane und Anpreisungen gewisser Fabrikate (in den gelesensten Zeitungen) sind darauf berechnet, die verweichlichten, nervenüberreizten, ätherischen Stadtfräuleins geheimen Lastern zuzuführen ...., in geschlechtliche Erregungen und Ausschweifungen zu versetzen ... Der Befriedigung der Unnatur wird fast unter den Augen der Behörden in der schamlosesten Weise Vorschub geleistet.**)

Man fragt sich unwillkürlich bei dergleichen Stellen, ob man auch recht gesehen habe Der Stil ist so verzwickt, — daß einem erst nach nochmaligem Lesen der Sinn klarer wird. B. strebt offenbar danach, durch viele Zwischenworte und Schachtelsätze das Verständniß zu erschweren, wenigstens sich zu decken, zu reserviren.

Beide Male spricht B. von den Mädchen der höheren Gesellschaftsklassen im allgemeinen. Dort werden sie als un-

*) S. 118.
**) S. 133 135.

schuldige, tugendsame, dumme Dingerchen, hier als ausgetragene „abgefeimte Dirnen“ geschildert.

Ein gleicher Gegensatz findet sich, wo B. vorher sagt:

„Die jungen Heirathskandidatinnen stellen ihre Reize zur Schau bei dem Wettbewerb nach Männern*) u. s. w.“ Die Töchter unserer Bourgeoisie werden zu Zierpuppen, Modenärrinnen und Salondamen erzogen, die von Genuß zu Genuß jagen.**)

Dann heißt es wieder a. a. Orte:

„Dieselben (die Mädchen) halten sich zurück, sie sind nicht dort zu finden, wo man (nämlich der Heirathskandidat) sich gewöhnt hat, eine Frau zu finden.“***)

Auch in diesen beiden Fällen spricht der Verfasser der „Frau“ von Mädchen aus den besseren Ständen (Bourgeoistöchtern). Soll diese Mannigfaltigkeit vielleicht über die Geistesbeschaffenheit des Buches hinwegtäuschen? Oder will sich der Verfasser durch solche Doppelzüngigkeit einen möglichen Rückzug (als unparteiischer Moralist zu gelten) offen halten?†) —

* * *

*) S. 116. —

**) S. 330.

***) S. 136.

†) Zu dem Kapitel der Widersprüche ist ferner nachzutragen. Auf S. 121 sagte B. wörtlich: „Diejenigen, die behaupten, es es würden mehr Mädchen als Knaben geboren, sind falsch unterrichtet.“ Und auf S. 128 „die auffällige Thatsache, daß überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wird dadurch zu erklären versucht u. s. w. — Dagegen lesen wir S. 343: „Da Männer und Frauen gleich an Zahl sind, ... so ist die Männerwelt (in der künftigen Gesellschaft) nicht mehr in der Lage, irgend welches Uebergewicht zu ihren Gunsten geltend zu machen.“ — Endlich finden wir S. 123 nachfolgende statistische Tabelle abgedruckt: „Im Jahre 1885 wurden gezählt männliche Personen: 22,938,976, weibliche 23,922,040, mithin sind vorhanden gewesen mehr weibliche: 983,064.“ Damit sind die Widersprüche des B.'schen Buches aber bei weitem nicht erschöpft, es würde zu ermüdend sein, sie sämmtlich aufzudecken.

Unter dem Titel: Staat und Gesellschaft (S. 226) schildert B. die „schweren Meinungsverschiedenheiten sowie die Uneinigkeit“ der herrschenden Klassen untereinander hinsichtlich des einzuschlagenden Weges: die allgemeine „gefahrdrohende“ Aufsäßigkeit der Arbeiterwelt zu heben. Die Socialisten sind übrigens — was er klüglich verschweigt — auch nicht klar über die Mittel, wie — ohne Mord und Brand — eine Besserung der proletarischen Verhältnisse herbeizuführen wäre. Was bisher seitens der Regierung und des Parlaments geschehen sei, meint B., wäre nur „Flickwerk,“ trotzdem die Steuern, direkte wie indirekte, ins Maßlose hinaufgeschraubt seien. Zu den indirekten Steuern würde aber der Arbeiterstand am meisten herangezogen, wenn auch nur pfennigweis.

In der letzten Behauptung liegt wieder eine Uebertreibung, denn die untersten Klassen zahlen überhaupt keine direkten Abgaben*) und was die pfennigweise Heranziehung betrifft, so handelt es sich bei den indirekten Steuern um Bruchtheile eines Pfennigs, die doch dem besser Situirten auf seinen größeren, luxuriöseren Konsum auch nicht geschenkt werden. Uns scheint gerade darin ein großer Fehler zu liegen, daß man den Arbeiter gewöhnt, alle Vortheile der Kultur zu genießen, ohne ihn entsprechend dazu beisteuern zu lassen. Wer hat die Gemeinde- und Fortbildungsschulen, die Kirchen, Brücken, Krankenhäuser, Asyle, Badeanstalten, Brunnen u. s. w. errichtet? Wer erhält die schön gepflasterten und erleuchteten Straßen, die prächtigen Parkanlagen und Schmuckplätze mit den bequemen Sitzbänken u. s. w.? Wem kommen alle diese Dinge in erster Linie zu Gute; wer hält in den öffentlichen

*) Siehe Einkommensteuer-Veranlagung für 1892—1893. „Die Zahl der Bevölkerung hat sich bei der zum Zwecke der Veranlagung vorgenommenen Personalstandsaufnahme gestellt 1892/93 auf 29,895,224 Köpfe. Einkommensteuerfrei sind hiervon verblieben 20,945,227. Vergl. Lok. Anz. Nr. 479 v. 13. Oct. 1892.

Anlagen die Bänke beständigt besetzt? — Will man etwa behaupten, der Bourgeois, der mit seinem Gelde alle diese Dinge schuf, habe den alleinigen Genuß davon? — Und haben nicht die Arbeiter beim Errichten sowie auch beim Erhalten dieser gemeinnützigen Anstalten ꝛc. Beschäftigung und Lebensunterhalt gewonnen?

Dann meint B.: Polizei, Gefängnisse, Militär ꝛc. seien „überflüssig,“ sie machten nur unnütze Kosten.*)

Das ist doch beinahe zu naiv. Sollen wir uns etwa mit gebundenen Händen dem süßen Pöbel, dem liebenswürdigen Janhagel, den großmüthigen Zuchthäuslern überliefern?

Kann man wohl eine der nach Berlin führenden Chausséen, namentlich der nördlichen und östlichen, in der Dämmerstunde passiren, ohne auf eine Belästigung gefaßt sein zu müssen? Oder ist der Friedrichs- und Humboldshain, die Hasenhaide, ja sind selbst einzelne Theile des Thiergartens sicher zu begehen?**) — Und das sind nur die Anfänger, die Pfuscher der Verbrechergilde, die daselbst ihr Wesen treiben; nun erst die schweren Jungens, die dergleichen leichte Arbeit verachten, welche ihre Kunst, ihr Können nur auf kapitale Unternehmungen richten.

Wir würden Herrn B. die Hand drücken, wenn er die Herren Rowdies, die Einbrecher, die Mörder zu bekehren vermöchte. Er könnte sicher sein, daß wir keinen Augenblick anstehen ließen, das ganze Gefängnißwesen mit all' seinen kostspieligen Apparaten, Vorrichtungen und Apendixen abzuschaffen.

---

*) a. a. O. S. 228.

**) Die Polizeiberichte liefern haarsträubendes Material. Besonders eklatant war der Fall, daß 8 Herren von Strolchen auf dem Tempelhofer Felde angegriffen, verwundet und bestohlen wurden. Siehe Voss. Ztg. No. 251 vom 1. Juni 1892. Auch Radfahrer, Fuhrwerke ꝛc. sind massenhaft angefallen worden. Nat.-Ztg. Nr. 581 v. 16. Oct. 1892 u. s. w. —

Bei dieser Gelegenheit möchten wir den vielbewanderten Selfmademan um Beantwortung einer Frage bitten: Woher kommt es, daß Anarchisten, Socialisten, sowie einige der ihnen nahe verwandten Parteien, sich so auffällig für das Wohlbefinden der Verbrecherzunft interessiren? Für Abschaffung der Todesstrafe plaidiren, von Grausamkeit gegen die armen Verirrten sprechen und entsetzt sind, wenn von der Wiedereinführung der Prügelstrafe die Rede ist? Gerade diese Strafart würde die Zahl der Delinquenten ganz gewiß erheblich vermindern. Wir sind sogar davon überzeugt, daß letztere in nicht allzu ferner Zeit, der Menschheit als nützliche Glieder sich wieder einfügen ließen, sofern die Lektion nur so gründlich ertheilt würde, daß die Erinnerung nicht so leicht ihrem Gedächtniß entschwände.

Luther sagt: So ihr ein Kind liebet, dürft ihr nicht der Ruthe schonen! —

Liegt denn nun der Fall bei einem Verbrecher so erheblich anders? Ein Kind ist ungehorsam, träge oder böswillig gewesen, dafür wird ihm, je nach seinem Alter, mit Ruthe oder Rohrstock eine kleinere oder größere Tracht Prügel applicirt. Der Nutzen einer solchen richtig angewandten Exekution wird von erfahrenen Pädagogen wie von gewissenhaften Familienvätern gleichmäßig anerkannt und der Segen bleibt auch niemals aus. Zunächst ist es für das Kind selber ersprießlich, es lernt Nachdenken über seine Unarten, dann werden aber auch die nächsten Angehörigen: Familie, Haus, Schule u. s. w. von den Plagereien eines Störenfrieds befreit. Kommt ein Bube in die Lehre und verdirbt dem Meister etwas, bezeigt sich linkisch, schwerfällig, unaufmerksam oder verdrossen, so züchtigt ihn derselbe und verpflichtet sich dadurch den Lehrling zu lebenslänglicher Dankbarkeit. Wenn nun ein Lehrbube von 17—18 Jahren, mitunter wegen kleinerer Versehen noch mit einem Tauende, Stock oder einem Stück Latte traktirt wird (und das kommt

alle Tage vor), so ist doch gar nicht abzusehen, warum ein gemeinschädliches Subjekt im Alter von 20 oder 30 Jahren wegen groben Unfugs, Landfriedensbruchs, Ruhestörung, Trunkenheit, Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung, Unsittlichkeit, Raubes oder was sonst, nicht auch eine angemessene, fühlbare Korrektur erhalten sollte?

Um sich jemandem verständlich zu machen, muß man vor allen Dingen in seinem Idiom, in seiner Ausdrucksweise mit ihm reden. Auch die Stärke der Sprache muß der Gehörsbeanlagung desjenigen, den man vor sich hat, angepaßt sein, gleichviel ob er blos harthörig oder mehr oder weniger taub ist, der Ton muß an Kraft, an Eindringlichkeit jedenfalls nichts zu wünschen übrig lassen. Das wird wohl jeder begreifen. Ganz ebenso muß man verfahren im Umgang mit den Verbrechern. Dieselben müssen herausfühlen, daß es wirklicher, schrecklicher Ernst ist, ihre Besserung zu erzielen und, wenn die sanfteren Mittel durchaus nicht verfangen, nun dann tritt die ultima ratio d. h. Prügel, energische Prügel an deren Stelle. Eine längere Haftstrafe stumpft ab und geht meist zu Ende, ohne eine Wirkung zum Besseren bei dem Inculpaten hervorgebracht zu haben. Aber Prügel üben einen ganz eigenthümlichen Reiz aus, besonders, wenn der Empfänger weiß, daß sie sich in bestimmten Intervallen und zwar so lange wiederholen, bis er seine Bösartigkeit eingesehen, resp. abgelegt hat. Wo man geprügelt worden ist, dahin sehnt man sich nicht zurück, man sucht sich anders einzurichten.

Die Vortheile einer auf das Individuum zugeschnittenen Behandlungsart liegen auf der Hand: 1. verursachen Prügel geringe Kosten, 2. ist die Strafe wirksam, sie bessert, und 3. hat man nicht nöthig den Delinquenten in längerer Haft zu halten, und entwöhnt ihn nicht, für sich selber zu sorgen. Denn das ist bei jahrelangen Gefängniß- bezw. Zuchthausstrafen die üble Folge, daß sich die Verbrecher zuletzt als

Staatspensionäre betrachten lernen, (sie sind berufen, wenn dereinst wirklich die „Socialdemokratische Gesellschaft" ins Leben treten sollte, den Stamm dazu abzugeben). Daß ältere Zuchthäusler, die ihre Strafe abgebüßt, lediglich deswegen neue Frevel begehen, um nur wieder in geregelte Verhältnisse zu gelangen und der Sorge, sich Arbeit zu beschaffen, enthoben zu sein.*) Aus diesen Gründen muß danach gestrebt werden, ihnen den Aufenthalt in den Korrektionsanstalten zu verleiden.

Vor einiger Zeit lasen wir in einem ernsthaft zu nehmenden Blatte einen Artikel gegen die Prügelstrafe. In demselben wurde u. a. besonders hervorgehoben, wie schwierig es sei, die geeigneten Organe zu finden, welche mit der Vollziehung der Strafe zu betrauen seien und daraus gefolgert, daß man dazu eigens angestellter Büttel bedürfe. Die weiteren Betrachtungen sollten dann den Beweis erbringen, daß die qu. Strafe ebenso verwerflich wie unausführbar sei.

Wir sind, wie schon vorher erläutert worden, entgegengesetzter Ansicht, und zwar hier speciell, weil es eigener Büttel zum schlagen überhaupt nicht bedarf, sondern nur Aufseher, die in jedem Gefängnisse in genügender Anzahl vorhanden sein müssen. Ferner dürfte diese ganze Procedur auch sehr bald — wenn nämlich die Sträflinge erst wissen, was ihrer im Gefängniß harrt — so in Abnahme kommen, daß man nur höchst selten nöthig hätte, zur Vollstreckung der Strafe zu schreiten. Es würde diese allerdings peinliche Strafe nur an Novizen vollzogen werden, denn jeder würde sich hüten,

*) Daß sich derartige Fälle ins ungemessene gemehrt haben, wird derjenige wissen, welcher die stehende Rubrik: Gerichtliches verfolgt. Ein solches Vorkommniß, das an Frechheit seines Gleichen nicht so leicht finden dürfte, wurde von der 124. Abtheilung des Schöffengerichts am 12. September 1892 erledigt. Der Verbrecher erhielt 2 Jahre Gefängniß. Vergl. Berl. Ztg. No. 214 v. 13. September 1892.

ni ein so ungastliches Haus zurückzukehren. Dafür werden wir weiter unten ein treffendes Beispiel beibringen.

„Wer soll schlagen?“ lautete die Frage, welche das erwähnte Blatt aufwarf.

Man sollte meinen, diese Frage müßte jeder Gemeindeschüler zufriedenstellend beantworten können.

Zum ersten: Raufen und hauen sich nicht diejenigen, welche den unteren Klassen angehören, aus denen sich die Verbrecher ihrer Mehrzahl nach zusammensetzen, fast täglich in Werkstätten, Tanzsälen, Schnapskneipen und selbst bei ihren Familienfeierlichkeiten, sowie in ihren politischen Versammlungen?

Zum zweiten: Als noch bei den Soldaten das Spießruthenlaufen im Schwange war, wer schlug da? Ein Büttel — ein Feldwaible? Mit nichten! — Man schlägt heut zu Tage und schlug sich auch ehemals untereinander. Der Profoß (Feldwaible) stand nur zum zählen, zum überwachen, daß ordentlich geschlagen wurde, dabei.

Es müßten also die Gefangenengenossen selber dem Ankömmling den Willkomm, d. h. die erste Prügelration verabreichen; wer nicht fest genug zuschlägt, wird in derselben Weise gestraft. Es würde diese Procedur auch noch das Gute haben, daß sie die gefährlichen Verbindungen unter den Verbrechern lockerte, weil letztere immer denjenigen als ihren Feind betrachten würden, der sie, wenn auch auf Kommando, gezüchtigt hat.*) Wenn nun, wie vorauszusehen, in einigen

*) Vergl. Sichard, Entwurf eines Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafen 2c., Berlin, Guttentag, 1892. Es heißt da u. a.: „Günstigere Resultate werden sich nur dann erzielen lassen, wenn die Gesetzgebung dem Richter und dem Strafvollzugsbeamten Strafen zur Verfügung stellt, deren Vollstreckung Besserung der besserungsfähigen, zeitweise Abschreckung oder dauernde Unschädlichmachung der unverbesserlichen Verbrecher ermöglicht. Es ist verkehrt gegen die letztere Gruppe Milde und Nachsicht walten zu lassen, diese gefährlichsten Feinde aller staatlichen Ordnung

Jahren die Insassen der Gefängnisse sich derart vermindern, daß keine Genossen für diesen Dienst mehr disponibel sind, so müßten dann allerdings Büttel (Scharfrichtergehilfen) die Arbeit übernehmen.

Rückfälligen Verbrechern müßten widerliche, Ekel erregende Arbeiten übertragen werden, daß sie später nur mit einem gewissen Schauder an die Stätte, wo sie ihre Strafe empfingen, zurückdenken.

Daneben sollte ihnen durch den Geistlichen daß Verwerfliche ihrer bisherigen Handlungsweise zu Gemüthe geführt, ihnen der Unterschied zwischen gut und böse in faßlicher Weise entwickelt und scharf eingeprägt werden.

Würden auch diese Mittel nicht ausreichen einen Verbrecher umzustimmen, so bliebe nur noch übrig, ihn zu deportiren. Sobald 100—200 solcher Subjekte (Männer wie Weiber) beisammen sind, werden sie auf ein Schiff gebracht und auf einer entlegenen Insel ohne weiteres ausgesetzt, dort mögen sie nach Gefallen sich einen Staat, wie seiner Zeit die Mormonen in Utah, errichten.*) Nachdem in genügendem

---

zu immer neuen Angriffen auf die Gesellschaft loszulassen, statt sie durch ernste und strenge Zucht im Zaum zu halten, sie wenigstens auf einige Zeit einzuschüchtern und, wenn nöthig, auf die Dauer ungefährlich und unschädlich zu machen rc.

*) Es dürfte ebenso lehrreich wie interessant sein, zu sehen, wie die Socialdemokraten toben würden, sobald die Regierung einmal in Gemeinschaft mit den Ordnungsparteien ernstliche Strafen gegen gemeingefährliche Subjekte in Vorschlag und zur Durchführung brächte. In der No. 40 des „Vorwärts“ (17. Febr. 1892) findet sich nach einem hämischen Angriff auf die Professoren der Berliner Universität folgende bezeichnende Stelle: „Jener Treitschke, der im Brustton der Ueberzeugung der Knüppelpolitik huldigte, jener Schmoller, der, nicht zufrieden mit den Härten des Socialistengesetzes, die Deportation in die afrikanischen Fiebernester als nützliche Verschärfung empfahl! Die offizielle deutsche Wissenschaft gehört zum Gesinde der Gewalthaber, wie die gelehrten Sklaven zum Haushalte der römischen Patrizier“. —

Maße Warnungen ertheilt worden sind, darf man sich nicht mehr mit abgestandenen Redensarten, wie Barbarismus, Inhumanität und dergl. ins Bockshorn jagen lassen. Immerhin ist die uneingeschränkte Freiheit eines Robinson noch angenehmer, als zeitlebens hinter Kerkermauern zu sitzen, und derjenige, dem man sein Geschick mehrere Male in die eignen Hände gelegt, hat wahrlich keinen Grund, sich zu beklagen.

Endlich verfährt der Staat auf diese Weise immer noch viel edler und langmüthiger, als jede andere Genossenschaft.

Wenn in einer Gesellschaft jemand sich unziemlich beträgt, so wird er einfach hinausexpedirt. Der Staat ist am letzten Ende weiter nichts als eine Gesellschaft im Großen, ihm liegt vor allen Dingen die Pflicht ob, die besseren Elemente seiner Bürger vor den Belästigungen der Störenfriede zu wahren.

Wie handelte doch vor kurzem eine große liberale Zeitung, die stets von Humanität überschäumt, gegen einen ihrer Redakteure, welcher nicht den konsonirenden Ton anzuschlagen verstand? Sie gab ihm einen Wink „sich zu empfehlen“ und als er diesen nicht verstand, führte man den sich heftig sträubenden Herrn mit Gewalt hinaus.

Ein anderes politisches höchst freisinniges Blatt warf seinen Faktor, der sich unbequem gemacht hatte, auf die Straße. — Wir wollen hier keine Namen nennen, um nicht alte Wunden aufzureißen.

Und was thaten die reichstaglichen Socialdemokraten mit den Genossen, die ihnen mißliebig geworden? Sie versetzten ihnen wuchtige Fußtritte. Trotz dieser allbekannten Thatsachen wäre es gar nicht zu verwundern, wenn die Persönlichkeiten, welche in diesen drei Fällen die Hauptrolle spielten, sich voller Entrüstung über das Unmenschliche der vorgeschlagenen Besserungsmethode aussprächen.

Das Augenverdrehen und Heucheln ist mit den mittel-

alterlichen Pfaffen keineswegs ausgestorben, es hat sein Heim nur in gewisse liberale und socialistische Redaktionen verlegt.

Folgende kleine Episode aus dem Leben des Verfassers mag dazu beitragen, die Durchführbarkeit und den Erfolg der unterbreiteten Vorschläge, wenigstens an einem Beispiel, darzuthun.

Es war im Sommer 1868, als ich auf eigne Faust eine Fußtour durch Thüringen unternahm. Eines Tages, auf einem Feldweg zwischen Rothenstein und Kahla, traf ich einen Arbeiter, der dieselbe Richtung wie ich verfolgte. Um mir die Zeit auf dem einsamen Wege zu verkürzen, knüpfte ich mit dem Manne ein Gespräch an. Der Mann war ziemlich einsilbig und erst nach und nach gelang es mir, ihn zum reden zu veranlassen. Dann erzählte er, wie er ein lebenslustiger Kerl gewesen, aus den herzoglichen Waldungen manchen Rehbock weggeputzt — überhaupt manches gethan habe, was ihm vom Gerichtshof als Wilderei, Raub und dergl. ausgelegt worden sei. Aber darin könne doch kein Unrecht liegen, wenn ein armer Teufel, der auch mal ein Stück Wildpret, oder ein paar Aepfel, Birnen &c. essen möchte, sich diese Dinge nähme, wo er sie fände. Man habe ihn jedoch verurtheilt und so sei er mehrere Male auf die Leuchtenburg (eine Strafanstalt, deren Thürme wir in der Ferne emporragen sahen) transportirt worden.

Ich muß gestehen, daß mir die Gesellschaft etwas unbequem wurde, umklammerte meinen Ziegenhainer fester und fragte: „Ob er auch heut noch so dächte". Ein Weilchen schwieg er still, dann sagte er: „Nein, ich thu's nimmer wieder, sie haben mir da oben zu bös mitgespielt". Ich animirte ihn von neuem, doch weiter zu berichten, worauf er abziele und wodurch er denn nun von seiner früheren Ueberzeugung zurückgekommen sei? — Da preßte er unter seinem ergrauten, struppigen Bart die Worte hervor: „Sie haben mich das letzte Mal da oben beinahe todt geschlagen, das hielte ich

nicht noch einmal aus und da will ich lieber Steine klopfen bis ich umfalle". Der Mann ergänzte dann noch, daß er nahezu 67 Jahre alt geworden und seit 25 Jahren nicht mehr „droben" gewesen sei.

Mich interessirte das Zusammentreffen mit dem ehemaligen Zuchthäusler dergestalt, daß ich in Kahla, wo ich einige Tage Skizzen aufnahm, mich hier und dort nach dem Chausséearbeiter bei Rothenstein erkundigte. Im Ganzen hatte er die Wahrheit gesagt, ich erfuhr aber noch, daß er außer wegen Wild-, Feldfrucht- und Obstdieberei, auch wegen Brandstiftung verschiedene Male gefangen gesetzt worden war.

Hieraus kann wohl kein anderer Schluß gezogen werden, als, daß die Prügel den Mann bereits im 3. Jahrzehnt davor behütet hatte, seine Nebenmenschen zu berauben oder ihnen sonstwie Böses zuzufügen. —

B. plaidirt für Abschaffung aller Verwaltungsapparate und Institutionen, als da sind: Gerichte, Polizei, Militär, Gefängnisse ꝛc. ꝛc. Diese Idee beherrscht ihn so vollständig, daß er, wie auf einem Karoussel herumkutschirend, immer wieder darauf zurückkommt.*) Wenn er z. B. sagt: Gefängnisse kennt seine zu konstruirende Gesellschaft nicht, weil in derselben jeder hätte, was er braucht, so beweist er damit doch nur, daß er die menschliche Natur vollständig verkennt. Gesetzt auch, es würden wirklich alle materiellen Wünsche befriedigt werden können, was geschieht dann mit denjenigen Gesellschaftsgliedern, die aus verschmähter Liebe, aus Eifersucht, Rachsucht, oder im Zorn wegen Beleidigung ihren Nebenbuhler, Herausforderer u. s. w. getödtet haben; sollen diese Mörder in dem Zukunftsstaate frei herumlaufen, bis sie wieder einen Gegner gefunden, den sie ihrem Hasse opfern?

Oder glaubt B. im Ernste, die socialistische Gesellschaft würde (in den geplanten, öffentlichen Findelhäusern, die jedes

*) Siehe die Seiten: 228, 231, 317 u. a.

neugeborene Kind ohne Unterschied aufnehmen sollen) nur Menschen „züchten" (ein socialistischer Lieblingsausdruck) ohne jede stärkere Empfindung von Liebe, Haß, Rache, Ehrgefühl ꝛc.? — Mit der Ehre wird es freilich allem Anschein nach in der socialistischen Gesellschaft windig genug aussehen, möglich, daß sich die neuen Genossenschaftsler ungerochen beleidigen lassen; aber wie steht es um die Regung, welche B. als die „potenzirteste" der menschlichen Natur bezeichnet, um den Geschlechtstrieb*) und der eng damit verknüpften Eifersucht? — Schon König Philipp sagte: „Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin".

Da B. es liebt, seine Gleichnisse aus der Thierwelt zu entnehmen, so wollen wir ihm einmal auf sein eigenstes Gebiet folgen und ihn fragen, ob er schon gesehen, wie zwei Köter einer Hündin nachlaufen und sich um deren Gunst beißen? — Oder, ob er vielleicht zufällig davon gehört hat, daß einer von zwei Hirschen im Kampfe um das Mutterthier den Platz nicht lebend mehr verläßt? — Denkt sich denn B. nun, daß sein socialdemokratischer Zukunftsmensch ruhig seitwärts stehen und zuschauen wird, wenn seine Grisette ihren „stärksten" Trieb mit einem Andern befriedigt? Dann rangirt sein neuer Weltbürger ja noch unter den Hirsch!

Trotz aller socialistischen Menschenzüchtung kann das aber nie geschehen. In den meisten Fällen wird immer noch der eine Theil Besitzrechte auf Herz und Leib des andern erheben, wenn dieser andere des Verhältnisses bereits überdrüssig ist. Schlagen wir in den Gerichtsannalen der Jetztzeit nach, wo empfindliche Geld- und Freiheitsstrafen noch manchen davon abhalten, die Verachtung seiner Person an dem Urheber zu rächen, dennoch sehen wir daraus, daß die Zahl dieser Vorkommnisse schon erschreckend groß ist. Wie soll nun erst die Sachlage sich gestalten, wenn, wie B. seinen Anhängern ver-

*) a. a. O. S. 73.

heißt, keine Gefängnisse mehr existiren? Der Erfahrung nach muß sich diese Gattung von Morden, ganz abgesehen von den Lustmorden, mindestens verzehnfachen.

Wir sagten vorher absichtlich Grisette, denn der Begriff, den wir heut mit dem Ehrennamen Frau verbinden, muß nothwendigerweise in einer Gesellschaftsordnung aufhören, wo weder Kirche noch Staat die Ehe legitimiren,*) sondern die Geschlechter einfach wie die Waldesel zusammenlaufen, sich begatten, um dann nicht weiter Notiz von einander zu nehmen.

Die wilde Ehe, die ungezügelte Pornokratie, ist damit in Permanenz erklärt, und so giebt es in der socialistischen Gesellschaft nichts als Buhlerinnen, die ihr ganzes Sinnen und Trachten auf einen Punkt koncentriren, nämlich auf die Befriedigung ihrer sexualen Lüste. Alle unter den jetzigen Verhältnissen bestehende Sorgen sind beseitigt, damit aber auch zugleich der hohe Beruf des edlen Weibes vernichtet. Hier offenbart sich wiederum die ganze Furchtbarkeit und Verrücktheit der B'schen Lehre. An einer Stelle beschimpft er das ganze Männergeschlecht, daß es die Frauen zu „Lustthieren“ herabwürdigt, an der andern Stelle will er sie zu den verworfensten Geschöpfen heranziehen. Wird einmal der Mann von einer Krankheit heimgesucht, so pflegt ihn nicht seine Gefährtin, sondern sie sieht sich sofort nach einem andern gesunden Manne um, der ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen im Stande ist — sie könnte ja sonst — meint B. — dem Wahnsinn verfallen! — Das sind in der That prächtige Aussichten für die sog. **Herren** der Schöpfung.**)

---

*) a. a. O. S. 342: „Dieser Bund (aus freier Liebeswahl) ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs u. s. w.“

**) Bebel, Frau, S. 342. „In der Liebeswahl ist sie (die Frau, gleichviel ob Erzieherin, Lehrerin oder was sonst) frei. Sie freit (?) oder läßt sich freien (?) und schließt den Bund (?) aus keiner andern

Schade, daß B. diesen Gedanken nicht bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt. Wie gewöhnlich schnappt er aber auch hier wieder ab, und wir sind darauf angewiesen, das von ihm Versäumte nachzuholen.

Ist ihm denn beim Schreiben dieses Kapitels nicht in den Sinn gekommen, daß ein solcher „Sittenzustand“ sehr große Gefahren mit sich bringt?*) Er sagt selbst (S. 146), daß in den öffentlichen Prostibulen die Syphilis Verderben bringend ist, weil die Untersuchungen seitens der Aerzte zu selten (einmal in der Woche) und zu flüchtig geschehen. Wenn

---

Rücksicht, als auf ihre Neigung (!)“. S. 343. „Der Mensch (Mann wie Frau) soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können, als über jeden andern Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebes. Es hat niemand darüber anderen Rechenschaft abzulegen und kein Unberufener hat sich einzumischen“.

*) A. a. O. S. 14. „Sitte ist, was den Bedürfnissen einer bestimmten Periode entspricht“. — Sehen wir uns diesen famosen B'schen Satz an einem Beispiel einmal etwas genauer an: Wir befinden uns in einer Periode, in welcher man es nicht mehr als Schande ansieht, seinen Gläubigern den vierten Theil ihres Guthabens zu bieten und da, wie viele behaupten, es nur noch ein lukratives Geschäft giebt, nämlich auf den Konkurs hinzuarbeiten, so ist diese Art der Geschäftsführung Brauch — also Sitte — geworden. Wenn wir nun auf diesem Wege fortschreiten und annehmen, daß von 10 Kaufleuten 7 derselben ihre Gläubiger um $^{3}/_{4}$ ihrer Forderungen betrügen, so verfahren diese Sieben (nach B'scher Erklärung) sittlich! Während die drei übrigen Kaufleute, welche ihren Verpflichtungen im vollen Umfange genügen — also nicht betrügen — unsittlich handeln, denn sie verletzen die in dieser bestimmten Periode durch die Majorität zur Regel — zum Brauch — zur Sitte gewordene Gepflogenheit.

Noch ein anderes Beispiel: Von 20 Mädchen (resp. Frauen) geben sich, nach Einführung der neuen socialistischen Gesellschaftsordnung, 18 — ihrem starken Geschlechtstriebe folgend — verschiedenen Männern preis; sie erfüllen damit die Gebote der

nun im socialdemokratischen Musterstaate sämmtliche oder doch die Mehrzahl der Frauenzimmer, ihre geschlechtlichen Anwandlungen mit jedem ihnen zusagenden Manne befriedigen, eine obrigkeitliche, oder richtiger ausgedrückt: obligatorische Untersuchung (weil sie einen Zwang involvirt) aber gar nicht stattfindet, so ist doch mit apodiktischer Gewißheit vorauszusehen, daß in nicht allzuferner Zeit Alle — so Mann als Weib — (wenn sie überhaupt geschlechtlichen Umgang pflegen) von galanten Krankheiten durchseucht sein müssen.

Es ist wohl als zweifellos anzunehmen, daß B. einen solchen vergifteten Zustand seiner Zukunftsgenossenschaft nicht herbeizuführen beabsichtigt, darum hätte er aber gerade seine reformatorischen Ideen erst reifer lassen werden sollen, bevor er sie so unvorsichtig in die Welt hinausposaunt. Wenn jemand als Reformator sich aufspielen will, so ist's mit der Begeisterung für seine Sache allein nicht gethan, er muß sich auch selber prüfen, ob er das Rüstzeug für den Kampf gegen die bestehenden rechtsgiltigen Institutionen besitzt, er muß vor allem klar im Kopfe sein und nicht, wenn sein Hirn zu streiken beginnt, auf banale Phrasen sich verlassen, wie beispielsweise: „das andere macht sich spielend von selbst — in dem Maße, wie alle Kräfte sich einarbeiten, geht das Räderwerk immer glatter (B. S. 271)" — oder, „es wird der Himmel auf Erden sein u. s. w." — Dergleichen abgeschmackte Redensarten sind gut für kleinere und größere Kinder, aber nicht für Menschen, die logisch zu denken gewohnt sind. O si

---

Sitte; die noch übrigen zwei widerstehen den Lockungen und bleiben ihren Liebhabern (resp. Männern) treu, ergo verletzen diese beiden Mädchen (Frauen) ihre Pflicht resp. die Gesetze der socialistischen Gesellschaft und handeln somit unsittlich und unmoralisch! — Man sieht an diesen Beispielen, wohin die heillose, planmäßige Begriffsverwirrung der Socialisten führt. Die Bezeichnung „Sitte" in ethischem Sinne, ist in ihr Gegentheil verwandelt, ist zu einem rohen, materialistischen Begriff herabgewürdigt.

tacuisses, philosophus mansisses! Wenn nun gar ein solcher, in der Volksschule zu Wetzlar gebildeter Reformator sich gedrängt fühlt, über Gymnasien und Universitäten, die er doch nur vom Hörensagen kennt, in maßlosester Weise herzuziehen,*) so liefert derselbe damit den unumstößlichen Beweis, daß er nicht vermochte, über den kleinen Kreis, in welchen er hineingeboren, sich herauszuschwingen. Da dieser selbe Mann neben vielen Schriftstellern auch Goethe citirt, so wären wir in der That begierig zu erfahren, wie er sich zu Mephisto's Ausspruch stellt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerhöchste Kraft!

und wie er denselben interpretirt?

Wir würden sicher nichts dabei gewinnen, denn sobald B. mit seinen absonderlichen Beweisführungen, welche stets nur auf neue Behauptungen hinauslaufen, zu Ende ist, dann

---

*) A. a. O. (S. 292) „Unser heute in Amt und Würden stehendes Gelehrtenthum repräsentirt zu einem großen Theile eine Gilde, die dazu bestimmt und bezahlt ist, die Herrschaft der leitenden Klassen unter der Autorität der Wissenschaft zu vertheidigen und zu rechtfertigen, sie als gut und nothwendig erscheinen zu lassen, und die vorhandenen Vorurtheile zu schützen. In Wahrheit treibt diese Gilde Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung ꝛc. ꝛc.“

S. 203. „Unser Universitätswesen befindet sich, wie unser gesammtes Bildungswesen, trotz aller gegentheiligen Phrasen, in einer sehr mangelhaften Verfassung“.

S. 204. „Das hohe Lehramt wird bei vielen zum ganz gewöhnlichen Handwerk, und für die Lernenden bedarf es keines Scharfsinnes, das herauszufühlen“ . . . „Mancher wird durch die pedantische und ungenießbare Lehrweise der meisten Professoren abgeschreckt. „Die Mehrzahl der Angehörigen unserer sogenannten höheren Berufe, der Rechtsanwälte, Richter, Mediziner, Professoren, Beamten, Künstler u. s. w. sind nichts als Handwerker in ihrem Fach, die kein Bedürfniß nach weiterer Ausbildung empfinden, sondern froh sind, an der Krippe zu stehen!“ — Vergl. auch S. 197.

geht er zu den tieferen, gröberen Brusttönen über, wovon sich in seiner Vorrede zur 11. Auflage (?) p. XIX ein nettes Pröbchen findet. Nachdem er ausgeführt, wie man versucht hätte, ihn in sachlicher Weise zu widerlegen, was seiner Meinung nach, selbstverständlich mißglückt ist, fährt er fort:

„Eine Ausnahme hiervon machte die Magdeburger Zeitung, in welcher der sattsam bekannte Dr. H. Blum, ich darf wohl sagen im ruppigsten Tone das Buch „Die Frau" besprach 2c. 2c.".

Nicht besser kommt Herr Eugen Richter fort, den er als „socialdemokratischen Drachentödter" (p. X) anredet, ihm vorwirft: er käue alte abgedroschene Phrasen wieder (S. 322), seine Beweisführungen seien „total falsch und verfehlt, ebenso auch seine angegebenen statistischen Zahlen", und dergleichen (p. XVI). — Einige Referenten werden abgekanzelt, ohne daß man deren Namen erfährt, sondern nur ihr Heim: Baden, Schleswig-Holstein 2c. 2c. Wenn nach solchen Auslassungen, die wir durch weitere Beispiele noch vervollständigen könnten, B. dann großspurig versichert: Ich werde das beweisen*), und man findet sich stets getäuscht, dann ist nur

*) Dieses „Ich werde beweisen"; „ich habe bewiesen"; „es ist erwiesen" u. s. w. wiederholt sich in dem qu. Buche einige Dutzend Male. So erzählt B. u. a. (S. 231 Fußnote) die Geschichte eines verworfenen Ehepaars à la Heinze, welches schließlich den Selbstmord ehrlicher Arbeit vorzieht. Aus dieser schmutzigen Begebenheit beweist nun B. die Schlechtigkeit — man staune — der „sogenannten honetten Gesellschaft", weil letztere sich mit Abscheu und Furcht von diesen Opfern der modernen Wirthschaftspolitik abgewendet habe und horribile dictu für Hoffestlichkeiten Hunderttausende verschwendet würden.

Eine ähnliche Betise findet sich auf Seite 224. Eine Frau Womenhood giebt ihrem achtjährigen Söhnchen (!) Aufschlüsse über den Beischlaf, über die Empfängniß und Geburt eines Menschen. Der Knabe hätte nach diesen Eröffnungen mit noch größerer Zärtlichkeit an seiner Mutter gehangen. Damit hält B. den Beweis für erbracht, daß alle diejenigen, welche ihre Kinder nicht in die

der einzige Schluß zu ziehen, daß Derjenige, welcher nicht von vornherein den socialistischen Irrlehren gewonnen ist, durch das in Rede stehende Mixtum compositum an die Möglichkeit der Existenz einer solchen Hottentottengesellschaft, wie die socialdemokratischen Tollhäusler sie planen, nicht glauben wird. Die socialistische Staatsidee ist eine Mißgeburt, wie sie scheußlicher das Tageslicht nie erblickte.

* * *

Wer selbst Bücher geschrieben hat, wird die Mühseligkeit nicht unterschätzen, welche das Sichten und Gruppiren des Materials, das Beibringen der Citate ꝛc. ꝛc. verursacht. Darum wären wir auch sehr geneigt, das B'sche Werk, welches eine Menge — freilich mitunter recht überflüssiger statistischer Nachweise und Tabellen enthält, milder zu beurtheilen. Die mannigfachen Widersprüche jedoch, von denen wir schon (vorn S. 118 ff.) mehrere aufdeckten, sowie die vielen Verstöße gegen die Logik machen das Werk, ganz abgesehen von dem unästhetischen Tone, der besonders das Kapitel: die Frau in der Gegenwart, durchzieht*), völlig ungenießbar. Uns ist selten ein Buch vor Augen gekommen, wo der Verfasser ein solches Wohlbehagen, in den schmutzigsten Dingen nach Herzenslust herumzuwühlen, zur Schau getragen hätte. Wir können das nicht, wie der Verfasser selbstgefällig sich schmeichelt, eine dem Gegenstande angemessene Sprache nennen. Im

---

Geheimnisse der Menschenzeugung einführen (N.B. im 8. Lebensjahre) unsittlich handeln, denn sie erzählen, auf deren nur zu berechtigte Fragen, ihnen in der Regel ganz verabscheuenswerthe Märchen.

*) S. 87 ff. 97, 104 u. s. w. findet sich ein so gemeiner Klatsch, wie er selbst in den schmutzigsten Winkelblättern nicht einmal geduldet werden sollte, und der Schlußsatz (S. 112 von Zeile 20 an) übertrifft an Lügenhaftigkeit, Bosheit und Niedertracht alles bisher Dagewesene.

Gegentheil! Er hat ohne allen Grund eine so rüde Ausdrucksweise gewählt, nur um damit gewissermaßen zu imponiren. B. kennt sein Publikum!

Wohl hätten wir noch verschiedene Punkte einer eingehenderen Betrachtung unterzogen*), wenn nicht dadurch die Grenzen unserer Schrift allzuweit überschritten worden wären. Wir mußten uns demgemäß schon begnügen, das B'sche Labyrinth mit seinen aus Lassalle, Marx, Engels u. A. zusammengetragenen Gedanken in schnellerer Folge zu durcheilen. Zudem sind von sehr berufenen Nationalökonomen die Irrlehren der Socialdemokratie bereits so überzeugend nachgewiesen, daß wir leicht in den Fehler der socialistischen Schriftsteller, die ohne viel Federlesens von einander abschreiben, hätten verfallen können. Wir verweisen demnach diejenigen, welche die socialistische Gesellschafterei, wie sie B. projektirt, des Näheren kennen lernen wollen, auf die von Herrn Eugen Richter verfaßte Schrift: „Socialdemokratische Zukunftsbilder", in welcher die Hirngespinste B's mit feiner Ironie gegeißelt und abgethan werden. Die blendenden Schlaglichter, welche der schneidige Schriftsteller auf das in stinkende Nebel gehüllte Blutgerüst des socialistischen Zukunftsstaates wirft, lassen die schreckensvolle Untergangsstätte aller hehren Ideale, aller

---

*) Z. B. das Errichten großer Trockenhäuser, Schutzhallen rc. wodurch die Ernte auch bei schlechtem Wetter ermöglicht würde (S. 304), sowie die Ueberdachung ganzer Weinberge und Felder (Gärtnereien), um sie vor zu vielem Regen, Hagelschlag rc. zu schützen. Sodann aber auch die Vorrichtungen, welche zu treffen wären gegen zu große Trockenheit durch „Regenerzeuger", so „daß man den unberechenbaren Launen und Tücken der grausamen Natur lachen könne" (S. 306). Hier exemplificirt B. an dem Treibhause des Herrn Haupt in Brieg. Es liegt doch auf der Hand, daß man wohl ein Stückchen Weinberg, aber nicht meilenweite, oder auch nur morgengroße Felder, Berge und Thäler mit Schutzwänden und Dächern versehen kann (S. 307). Das sind Ideen, die einem Kinde, aber keinem verständigen Manne ziemen.

edleren Gefühle wahren Menschenthums, sowie jeder persönlichen Freiheit, klar erkennen.

Für Lehrer, Professoren, Aerzte, Künstler ꝛc. ꝛc. verheißt die allgemeine Gleichmacherei eine recht angenehme Aussicht in die Zukunft. Der socialistische Staat oder wie Herr B. sagt: die socialistische Gesellschaft (im Grunde genommen ist die Titulatur ganz gleichgiltig, aber es soll auch das alte Wort fallen) will der Lust jedes Genossenschaftlers nach Veränderung, hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Thätigkeit, auch Rechnung tragen. Man könne nicht verlangen, daß jemand zeitlebens immer nur Kloaken reinige, Steine klopfe, Straßen fege, sich mit Rammen im Wasser stehend und dergl. mehr beschäftige. Darum soll jeder, ohne Ansehen oder Unterschied der Person gewärtig sein, sobald die Reihe an ihn kommt, sein Pensum in diesen Arbeiten zu verrichten; „denn Ziererei, blödsinnige Verachtung nützlicher Arbeit und falsche Scham haben im socialdemokratischen Staate keine Berechtigung mehr“.

„Es wird der Himmel auf Erden sein!“ ruft B. a. a. O. emphatisch aus, nachdem er diese begehrenswerthen Dinge mit der ihm eigenen unwiderstehlichen Beredsamkeit in „überzeugendster“ Weise dargelegt hat.

Der mit allen Finessen extrem-socialistischer Weisheit zusammengetüftelte Kraftsatz findet sich auf S. 292 und lautet wörtlich:

> „Richtig betrachtet ist ein Arbeiter, der Kloaken auspumpt um die Menschheit vor gesundheitsgefährlichen Miasmen zu schützen, ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wohingegen ein Professor, der gefälschte Geschichte im Interesse der herrschenden Klassen lehrt, oder ein Theologe, der mit übernatürlichen, transcendenten Lehren die Gehirne zu umnebeln sucht, äußerst schädliche Individuen sind“.*)

*) B. verzichtet darauf, dergleichen schädliche Individuen namhaft zu machen; er begnügt sich diese Verdächtigungen ganz allgemein zu halten, und darum ist ihnen nicht der geringste Werth

Angenommen wir übertrügen die B'sche Theorie vom allgemein menschlichen Recht und von der Gleichheit aller ins Praktische, wie wird sich wohl der Kloakenpumper und der Karrenschieber von Beruf in die Beschäftigung eines Arztes Professors, Porträtsmalers, Schauspielers u. A. hineinfinden? — Denn ganz sicher dürften sich unter den Erstgenannten bald Individuen in Menge finden, welche Lust verspürten, dem Drange ihres Herzens nach Veränderung und selbstverständlich nach etwas Höherem folgen zu wollen. Sollte B. dann so grausam und inkonsequent sein, diesen Strebern ihr billiges Recht vorzuenthalten? Man sieht, die Phantastereien der Socialisten enden — denn so weit könnte doch wohl selbst ein B. nicht gehen — stets mit Enttäuschung auf der einen, mit dem verabscheuenswerthesten Betrug und Despotismus auf der andern Seite.

Das heutige Zuchthausleben wird von Vielen, und wahrlich nicht von den Urtheilslosesten, als das Prototyp des socialdemokratischen Staates angesehen. Nach den Principien, wie sie aus dem Buche „Die Frau" herauszulesen sind, steht jedoch die Nachbildung dem Muster, in Beziehung auf den Menschen vom ethischen Standpunkt aus, um ein Bedeutendes nach.

Im Zuchthause ist man bemüht die Insassen zu bessern, sie in gewissen Hantirungen auszubilden — in der socialistischen Gesellschaft werden sie systematisch verbummelt. Will doch B. die Maximalarbeitszeit jedes Genossen ohne Unterschied täglich auf 2—3 Stunden festsetzen und Uebertretungen d. h. Ueberarbeit mit Strafe belegen. Was wird — was muß

---

beizumessen. In dem Falle jedoch, daß er wirklich bestimmte Persönlichkeiten im Sinne hätte, wäre dann seiner einseitigen Auffassung mehr Gewicht beizulegen? Was Tausende als recht erkennen, verwirft er allein! — Das nennt man heut zu Tage: den Muth persönlicher Ueberzeugung besitzen.

die Folge sein? — Daß die Gesellschaft in kurzer Zeit verlumpt.

Wer die menschliche Natur beobachtet hat, der weiß, daß niemand arbeitet um der Arbeit willen. Die Meisten wünschen das Ende der Arbeitszeit herbei, oder sind wenigstens bestrebt, ihre Arbeit zu vollenden. Hat jemand sein Pensum nicht zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten oder Arbeitgebers abgewickelt und muß es noch einmal verrichten, so erfüllt ihn das mit Verdruß. Die Impulse, welche zur Thätigkeit antreiben, sind nun allerdings, je nach der Individualität, sehr verschieden. Den Einen spornt der Ehrgeiz, etwas Großes, Außergewöhnliches zu vollbringen, um in Amt und Würden oder zur Berühmtheit zu gelangen, den Andern treibt der Wunsch, seine Verhältnisse zu bessern bezw. zu sparen, um im Alter vor Noth geschützt zu sein u. s. w. Die meisten Menschen jedoch arbeiten lediglich, um am nächsten Tage nicht zu hungern. Nehmen wir dem Menschen diese mächtigen Antriebe (und das beabsichtigt die Socialdemokratie) so schwindet sein Ehrgefühl, er verbummelt, geräth mehr und mehr auf Abwege, wird zum Verbrecher und wandert früher oder später ins Gefängniß. Bleibt er vor dem Verbrecherthum bewahrt, so fällt er doch schließlich der Armenpflege anheim.

Die öffentlichen Bibliotheken des socialistischen Staats (die privaten konfiscirt ja Bebel sämmtlich) werden binnen kurzem nur noch wenige Besucher zählen, denn auch der eifrigste junge Mann wird (durch die diktatorische Gewalt die überall Vorschriften giebt, auf Schritt und Tritt seinem eigenartigen Talente in roher Weise den Weg verlegt) zurückgeschreckt werden, und ihm schließlich das Studium ganz verleiden. Wo kein Lorbeer winkt, da ist von einem Kampf, einem Sieg keine Rede. Auch dürfte die von B. eröffnete Perspektive, daß jeder ohne Unterschied zum Kloaken auspumpen, Steine und Schutt karren, herangezogen wird, doch

sehr lähmend auf den geistigen Flug einwirken. Wer leistet übrigens Gewähr dafür, daß nicht Eifersucht und Furcht seitens der Gewalthaber (der Direktorialmitglieder) diese bestimmt, gerade diejenigen, von denen sie voraussetzen können verdrängt zu werden, in erster Linie für solche (nicht mehr entehrenden — sehr nützlichen) Arbeiten zu berufen? Derartige Beispiele sind hundertfältig gegeben, besonders wo eine Kontrole ausgeschlossen ist.

Die Regierung, oder wie B. sich ausdrückt: das Direktorium — ein Abklatsch des berüchtigten Nationalkonvents ist es gewiß, gleichviel wie die Titulatur lautet — muß seiner Sicherheit wegen, jede Regung von Gedankenfreiheit resp. von Selbständigkeit persönlichen Handelns im Keime zu ersticken suchen, und um das zu erreichen, ist es nothwendig, ein zahlreiches Heer von Spionen resp. Geheimpolizisten und Lockspitzel auf den Beinen zu erhalten. B. irrt sehr, wenn er meint, die socialistische Gesellschaft könne ohne Präventivmaßregeln und mit geringeren Geldmitteln (ob diese in Assignaten, Gold, Silber oder Blech bestehen, ist hierbei ganz nebensächlich) auskommen, als diejenige, in der wir jetzt leben. Im Gegentheil! Die socialisirte Gesellschaft wird ihrer Sicherheit halber vielmehr — mindestens das Doppelte, wo nicht gar das Dreifache aufwenden müssen, aus dem zwingenden Grunde, weil ihre Feinde einmal mächtiger und klüger, dann aber auch bedeutend zahlreicher sind, als diejenigen, welche der alten Regierung zu schaffen machten. Oder könnte jemand auf den absurden Gedanken verfallen, es würden die durch Fleiß, Intelligenz und Sparsamkeit zu Aemtern, Ansehen und Besitz gelangten Klassen, selbst wenn eine Ueberrumpelung — worauf doch alles hinausläuft*) — geglückt wäre, die Hände müßig in den Schoß legen? — Die neue Gesellschaft wäre genöthigt, da nicht alle ihre Feinde auf einen Schlag massa-

---

*) Vergl. a. a. O. S. 352.

krirt oder weggejagt werden könnten, dieselben streng überwachen ev. einsperren zu lassen. Damit löst sich wieder eine Illusion B.'s in eitel Dunst auf, nämlich die Gefängnisse abzuschaffen und als Schulen zu verwenden.

Ein anderer, vielleicht noch gefährlicherer Gegner würde aber den socialistischen Gesellschaftsrettern in ihren eigenen Reihen und zwar aus jenen Heißspornen erstehen, welche sich in ihren weitgehenden Hoffnungen getäuscht sähen. Gefährlicher, weil sie die Pläne und Taktik ihrer Gesinnungsgenossen besser kennen zu lernen, Gelegenheit hatten. Selbstverständlich hat jeder Anhänger der socialdemokratischen Lehre darauf gerechnet, in dem neuen Staate ein komfortables Leben, oder wie das beliebte Schlagwort besagt: ein menschenwürdiges Dasein — zu führen. Der Proletarier, welcher in einem entfernten Stadttheil oder in einem Vororte im Hinterhause ein leidlich Unterkommen gefunden, hat in gutem Glauben vorausgesetzt, bei der allgemeinen Wohnungsvertheilung auch eine Anweisung auf die Straße: Unter den Linden, das Thiergartenviertel, die Friedrichstadt 2c. 2c. zu erhalten. Da nun aber 5stöckige Häuser in Hülle und Fülle vorhanden und jedenfalls bedeutend mehr Wohnungen, als bisher, erforderlich sind (weil sie nicht mehr so dicht bevölkert werden sollen), so müssen sämmtliche Räumlichkeiten herangezogen werden, und wer bisher — sagen wir beispielsweise — in Moabit II Tr. ganz bequem gewohnt hat, kann möglicherweise nach Friedrichsberg, in ein Quergebäude IV Treppen hoch versetzt werden, vielleicht, daß er daselbst eine Stube mehr erhält. Dergleichen Fälle können gar nicht ausbleiben, sie werden sich entschieden noch viel drastischer gestalten.

Es ist nicht abzusehen, wohin wir kommen würden, wenn jemals dieses Gedankenungethüm: die socialistische Gesellschaft, ins praktische Leben eingeführt werden sollte. Sehen wir doch an den unzähligen Liquidationen, Konkursen u. s. w. auf genossenschaftlichem Gebiete, wo es sich um verhältniß-

mäßig geringe Objekte — gegenüber einem Staatswesen — handelt, daß der Gewinn dem Risiko sehr häufig nicht entspricht, weil der Uneinigkeit, dem Schwindel und Betruge breite Gassen eröffnet sind.*) Viele derartige Schöpfungen sind ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, die solventen Mitglieder mußten für die Verluste aufkommen und sind theilweis dadurch dem Ruin verfallen.

---

*) Die glänzenden Hoffnungen, welche an die Errichtung der Arbeiter-Syndikate geknüpft wurden, sind nicht enfernt realisirt worden. So wird der Voss. Ztg. (No. 193 v. 26. April 1892) aus Monthieux berichtet: Die Freunde der Arbeiter-Syndikate ziehen die Stirne kraus und ihre Feinde jubeln laut. Ein Versuch, dem beide Lager mit lebhafter Spannung folgten, droht ein böses Ende zu nehmen. Man erinnert sich noch der Geschichte des Kohlenbergwerks von Monthieux bei St. Etienne: Von der Antheil-Gesellschaft, der es gehörte, wegen zu geringer Ergiebigkeit zum Verkauf ausgeboten, wurde es von den Bergleuten, welche dort auch bis dahin gearbeitet hatten, gekauft. Das nöthige Geld schenkten ihnen theils die Kammern (bis zum Betrage von 50,000 Fr.), theils die Stadtvertretung von St. Etienne, theils einzelne Wohlthäter, wie der vielfache Millionär Marinoni, die einmal sehen wollten, wie sich die Genossenschaftsarbeit und das Gemein-Eigenthum in der Wirklichkeit anlassen würden. Das Unternehmen gedeiht nicht. Es herrschen zwischen den Arbeitern und Leitern Zwistigkeiten, es ist wiederholt zu Thätlichkeiten gekommen, und man besorgt, daß die Behörden werden einschreiten müssen. Eine kleine Gruppe von gewaltthätigen Strebern, die im Syndikat der Bergleute des St. Etienner Beckens das große Wort führt, hatte sich von allem Anfang an der Sache bemächtigt, den Kauf abgeschlossen und die Geldspenden eingestrichen. Die Bergleute der Monthieuxgrube ließen gewähren, denn sie dachten, der Eifer sei selbstlos und werde nur zu ihrem Vortheil entfaltet. Als aber das Eigenthum in aller Form rechtens auf jene Gruppe übertragen war, beeilte sie sich, von den alten 450 Arbeitern, die zum Theil 20 bis 30 Jahre dort beschäftigt gewesen waren, 280 wegzujagen und blos 170 zu behalten, die ihrem Syndikat angehörten. Die Vertriebenen wurden durch die Syndikatsmitglieder ersetzt. Natürlich ließen sie sich das nicht ruhig gefallen, aber ihr Lärmen und Schelten half ihnen nichts, die Führer

In der Metropole des Deutschen Reiches hatten wir mehrfach Gelegenheit, solche Treibhausblüthen des kommunistischen Wirthschaftsorganismus zu beobachten. Diejenigen Arbeiter, welche an der Spitze des Unternehmens wirkten, verstanden entweder nicht die nöthige Autorität und Geschäftsumsicht zu entfalten,*) man respektirte sie nicht, oder sie begegneten ihren Genossen in überhebender, schroffer Weise, so daß die letzteren über Vergewaltigung, Unterdrückung und Tyrannei klagten, dann war endloser Streit und Zwist die unausbleibliche Folge. Aus diesem Dilemma wußten viele solcher Vereinigungen sich nicht herauszufinden.**) Der größere Theil der Arbeiter wollte eben von einer Spitze überhaupt nichts wissen, sondern erstrebte absolute Gleichheit und daran mußten die meisten dieser Unternehmungen zu Grunde gehen.

Wir haben mit älteren, verständigen Arbeitern über diese Angelegenheit gesprochen, welche sich dahin äußerten: lieber

---

blieben bei ihrem Beschlusse. Und selbst die Arbeiter, die man behielt, waren tief unzufrieden. Sie klagen, daß man sie ärger schinde, als dies je zur Zeit der Antheils-Gesellschaft geschehen sei, und drohen mit Ausstand. Ein Ausstand der Eigenthümer gegen sich selbst! Eine recht bemerkenswerthe Lage. — Ueber die betrügerische Handlungsweise der socialistischen Gemeinderäthe zu Troyes, siehe Voss. Ztg. Nr. 223. 1892.

Betreffs der Vereins- und Vorschußkassen s. Voss. Ztg. Nr. 229, Nr. 232, sowie Freis. Ztg. Nr. 223 ꝛc. Dresdner Nachrichten vom 31. Juli 1892 über die Filiale der Centr. Krankenkasse zu Halle, deren Kassirer E. Albert mit allen Beiträgen (1000 M.) durchgegangen ist.

*) Vergl. Voss. Ztg. Nr. 288 v. 23./6. 1892 (Genossenschaftsbäckerei). Lok.-Anz. Nr. 481 v. 14./10. 1892 (Gerichtsverhdlg, g. d. Vorst. des Vereins der Bauhandwerker). —

**) So verschiedene Genossenschaften auf dem Gebiet des Pianinobaues, welche vor 2—3 Decennien in Berlin emporschossen, obenan die „Concordia.“ Alle lösten sich bald unter Ach und Krach in kleinere Theile auf, bis sie schließlich mit fabelhaften Schulden belastet, elend zu Grunde, oder an einen Unternehmer über gingen.

einem geschäftskundigen, humanen Fabrikherrn, der das Risiko trägt, Folge zu leisten, als von einem Kollegen sich unterdrücken lassen. Mit der verheißenen Gleichheit wäre nicht viel anzufangen, damit ködere man blos die Grünlinge. Denn so lange Alles glatt verlaufe: Bestellungen und Gelder eingingen, spielten die Vordränger die großen Herren, sobald aber durch schlechte Geschäftsführung oder durch andere unvorhergesehene Ereignisse Stockungen einträten, z. B. ein Buchhalter oder Kassirer durchbrenne, dann hätten sie statt des erhofften Gewinnantheils nicht nur den Ausfall zu erdulden, sondern müßten noch gewärtig sein, als Gesellschafter für die Schulden aufzukommen.

Darin läge wahrlich keine Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse. — Wer den bündigen Auseinandersetzungen dieser schlichten Leute zuhörte, konnte ihnen schwerlich Unrecht geben. Aber weiter.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Pianofortefabrikation oder dem Orgelbau an, betreffs der Gleichheit der Löhne.

Soll derjenige, welcher die Tastatur justirt, die sanfte Spielart, die präcise Repetition, die reine Intonation herstellt, (der also erst dem Instrument den letzten Schliff — die Vollendung gibt, mit einem Wort: es zu einem Kunstwerk adelt) für seine unsägliche Mühe — seine nervenzerrüttende Beschäftigung, nicht besser gestellt sein, als seine Vorarbeiter, die gedankenlos ihre Klötze sägten und die Kasten zusammenleimten?

Und liegen die Dinge in der Wagenfabrikation, Kunstdrechslerei, Passementerie 2c. 2c. etwa wesentlich anders?

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.

Hinter den Tiraden von allgemeiner Gleichheit verstecken sich immer nur die Ungeschickten und die Faullenzer, welche den Verdienst ihrer gewissenhaften, fleißigen und intelligenten

Kollegen sich anzumaßen trachten. Hier finden wir die Keime, welche der socialdemokratische Staat zum üppigsten Wachsthum zu entwickeln, bestrebt ist.

Der Socialismus ist die aus deliranten Begriffen und hohlen Phrasen zusammengeschweißte Gesellschaftstheorie selbstsüchtiger auf die Unzufriedenheit der Massen spekulirender Agitatoren.

* * *

V.

Liberalismus, Demokratismus und Socialismus, die Etappen zum Anarchismus.

Obwohl man mit der Bezeichnung „liberal“ einen ganz bestimmten Begriff verbindet, so ist es dennoch diesem unschuldigen Adjektiv nicht besser ergangen, als beinahe allen Wörtern, welche mit besonderer Vorliebe von den politischen Parteien angewendet werden.

Als die französische Revolution im Jahre 1848 ausbrach, glaubten die im Stillen arbeitenden deutschen Demagogen (diese neue Auflage der berüchtigten Dunkelmänner) ihre Zeit — die Maske abzuwerfen — sei nun gleichfalls gekommen. Sowohl die liberalen Volksredner, als auch zahllose aufwieglerische Flugschriften sprachen es ganz unumwunden aus, daß die Stunde der Befreiung geschlagen und man keinem Despoten mehr zu gehorsamen brauche, sondern jedermann in Zukunft seinem eignen freien Willen nachleben dürfe. Zur Erreichung dieses Ziels wurde die Republik gepriesen. Das packte viele. Man hatte eben damals die Erfahrungen noch nicht gesammelt, welche uns nach und nach durch die französische Republik und die südamerikanischen

Freistaaten in so reichem Maße zutheil wurden; wie die charakterlosesten Abenteurer sich daselbst zeitweise der höchsten Gewalt bemächtigten, ihre Nepoten in die reich dotirten Aemter einschmuggelten und die öffentlichen Kassen schamlos plünderten. Was dem geringsten königl. Beamten zur Unehre gereicht, wofür er hart gestraft wird, das thaten Grevy, Wilson, Gambetta und wer weiß noch — ohne zu erröthen;*) oder sollen wir an des ersteren Reisespesenliquidationen erinnern, während er ruhig zu Hause blieb? Oder daran, daß der letztgenannte arm wie Hiob in den Staatsdienst trat und als vielfacher Millionär verstarb? Ueber den berüchtigten Wilson schweigt man am besten ganz, ebenso über die Wirthschaft der Präsidenten und ihrer Handlanger in Südamerika.

Wir hörten einmal in einem Kolleg des Prof. Althaus,**) wie dieser wörtlich sagte, „die Geschichte wimmle von zusammengetragenen Lügen." Und als Prof. Breslau über Louis XIV. sprach, gab er die Erklärung: „Die Geschichte Ludwigs, wie sie gewöhnlich docirt würde, enthielte so viel Unwahres, daß man daraus ein ganz falsches Bild dieser Persönlichkeit gewänne. Besonders wurde auf die Entstehung des Kriegszuges nach den Niederlanden, auf das Wort „L'État c'est moi!" u. v. a. hingewiesen. Nun wir stehen, soweit die Zeitungen Geschichte machen, noch schlimmer da, als je zuvor. Und dieses Geschäft, Thatsachen in ihr Gegentheil zu verdrehen, betreibt keine Parteipresse gründlicher, als die liberale, sowie deren Abzweig: die socialdemokratische.

Die liberale Partei hat mancherlei Wandlungen durchgemacht. Zuerst nannte sie sich Volkspartei; die Führer der-

---

*) Auch Loubets klägliches Verhalten betr. der Carmauxer Vorgänge ist ein redendes Beispiel, ganz würdig den liberalen Principien einer modernen Republik. Vergl.: Voss. Ztg. Nr. 525 v. 9./11. 1892 (Frankreich). Desgl. Nr. 526.

**) Berl. Univ. S. Sem. 1880 Kolleg über Allgem. Gesch. d. Phil.

selben suchten ihren Stolz darin, dem niederen Volke als „Demokraten“ zu imponiren. Dann, als das Gebahren der Demokraten doch vielen Genossen die Augen öffnete und so mancher ihren Bannkreis floh, suchte sie die verkrachte Gründung des Demokratismus durch Emission eines neuen Programms zu retten und unter dem Titel: Fortschrittspartei das Vertrauen des Volkes wiederzugewinnen. Doch die giftigen Geschosse, welche sie ungerechter Weise gegen die Regierung, besonders gegen den Ministerpräsidenten und Bundeskanzler v. Bismarck schleuderte, entzogen ihr abermals viele Anhänger, so daß sie gezwungen war, als letzten Versuch in der Metamorphose einer Deutschfreisinnigen Partei sich dem Volk zu präsentiren. Der Erfolg ist bekannt; gegenwärtig zählt diese Fraktion nächst den Socialdemokraten die wenigsten Köpfe.

Man kann in anbetracht dieser Wandlungen nicht sagen, daß die liberale — demokratische — Fortschritts- und deutschfreisinnige Partei immer dieselbe geblieben wäre. Sie gerade hat ihr Gewand öfter als jede andere Partei gewechselt.

Um so mehr glaubte man seinen Ohren mißtrauen zu sollen, als der Abgeordnete, Prof. Virchow, R. M. der Berliner Universität, am 6. Novbr. im Wintergarten des Centralhotels mit der unschuldigsten Miene von der Welt verkündete: „Er und seine Freunde seien stets die Alten geblieben.“ *) Daraufhin ist zu entgegnen: Wenn dem genannten Herrn der nachgewiesene Fahnenwechsel nicht wichtig genug erscheint, um davon Notiz zu nehmen, so sollte er nur die schwanken Abstimmungen seiner Partei in den Parlamenten einer Revision unterziehen. Diese Voten sprechen jedenfalls noch sehr viel eindringlicher gegen die freisinnigen Machenschaften.

*) Vergl. Voss. Ztg. Nr. 522, 7. Nov. 1892 (Virchow-Parisius-Feier).

In einer Beziehung müssen wir V. allerdings beipflichten, wenn er behauptet, daß seine Partei die alte geblieben ist.

Es sind immer noch dieselben abgedroschenen Reden, die da aufgetischt werden, die stets darauf hinausgehen, daß alle Weisheit nur bei den Deutschfreisinnigen zu finden sei.

Nun man lasse ihnen das kindliche Vergnügen.

Aber etwas mehr Rücksicht, etwas mehr Takt sollten doch so kluge und gelehrte Herren beobachten. Den „einsamen Mann in Friedrichsruh“ hätte der große Anthropolog aus dem Spiel lassen sollen. Das war nicht hochherzig, nicht edel, wider einen Abwesenden in der Art vorzugehen, umsoweniger, als sich doch V. erinnern mußte, wie er durch seine feindliche Stellung zur Politik des Fürsten, dessen hohe Pläne zu durchkreuzen stets beflissen war. Wir möchten ihm wie allen, die im Besitze eines nicht unfehlbaren Gedächtnisses sind, die Lektüre der Collection Spemann, Fürst Bismarck als Redner, Berlin und Stuttgart, empfehlen. Danach wird es wohl jedem Unbefangenen einleuchten, daß die Fortschrittsmänner nur repressiv an der Errichtung des Deutschen Reiches mitgewirkt haben, obwohl von Zeit zu Zeit, wie auf jener Jubiläumsfeier, immer wieder einige dieser Herren das Gegentheil wollen glauben machen, sich über „die Weisheit des Einsiedlers im Sachsenwalde“ lustig machen und sogar behaupten „sie hätten die Richtung, wo das zu erstrebende Ziel lag, angegeben“. — Nein, ihr klugen Politici, das ist Täuschung. Nicht darin allein liegt das Verdienst, daß man ein Ziel im Auge hält, sondern vielmehr darin, den Weg aufzufinden, es sicher zu erreichen. Die Fortschrittler haben hier dieselbe Rolle gespielt, wie jene Zuschauer, vor deren Blicken Columbus einst das Ei auf die Spitze stellte.

Die andern Festredner vom 6. November förderten mit vielem Wortgepränge nach der politischen Seite hin, ebenso-

wenig etwas Neues zu Tage. Nicht ein einziger Gedanke wuchs über den gewöhnlichen fortschrittlichen Klatsch hinaus.

Unter vielen geflügelten Worten auf dem Gebiete der Politik ist kaum eines derselben, das mehr Beachtung verdient und mehr innere Wahrheit enthält, als das Fürst Bismarck'sche: „Der Fortschritt ist der Nährvater des Socialismus!

In der That ist der Unterschied zwischen dem Liberalismus, wie ihn einzelne fortschrittliche Fraktionsmitglieder zur Schau tragen, von dem Socialismus eines Bebel, Singer u. A. ein so geringer, daß es mitunter, wenn Richter oder Virchow gegen ihn zu Felde ziehen, den Eindruck hervorruft es wäre die ganze Rederei nur eine Scheincampagne. Im Grunde genommen haben die Socialisten keine wahreren und wärmeren Fürsprecher ihrer Interessen, als die Fortschrittsleute.

Auch darin gleichen sie einander zum verwechseln, wenn sie den Mund vollnehmen, um die neuen Gesetze in der Achtung des Volkes herabzumindern und zwar nur deshalb, weil die Ideen ihrer Partei nicht genügend in denselben zum Ausdruck gelangt sind. Beide Parteien sollten doch begreifen lernen, daß, wenn einmal ein Gesetz sanktionirt und publicirt ist, daß dann die dagegen Opposition Erhebenden, nicht nur die Majorität, durch welche das Gesetz zur Annahme gelangte, kompromittiren, sondern das ihre Angriffe vielmehr den ganzen konstitutionellen Apparat schädigen. Leider können ja im modernen Staate, Gesetze nie auf anderem Wege zu Stande kommen, als durch den Zufall von Majoritäten.

* * *

Wie wir im vorigen Abschnitt (III) gesehen haben, sind die Socialisten eine Clique, welche — weit entfernt den Willen des Individuums zu achten — ihr ganzes Streben

vielmehr darauf richtet, die persönliche Freiheit in unerhörter Weise nicht allein zu beschränken, sondern bei Strafe des Boykotts (d. i. der Verfehmung) vollständig zu vernichten.

Der menschliche Geist hat nun auch mit diesem rothen Radicalismus noch nicht die äußerste Grenze seiner Verirrungen erreicht. Hatten wir erst die abschüssige Straße von der Demokratie zum Socialismus eingeschlagen, so konnte — das lag für denjenigen, welcher diesen Dingen mit einiger Aufmerksamkeit folgte, klar am Tage -- hier nur vorübergehend Halt gemacht werden. Wir mußten dem Abgrund weiter entgegentreiben. Es löſten sich zunächst die Unabhängigen ab, und von diesen wiederum die Anarchisten. Dadurch, daß wir uns bereits daran gewöhnt haben mit der Socialdemokratie zu paktiren, gewissermaßen mit ihr Kompromisse (namentlich bei den Wahlen) einzugehen, sie also als politische Partei gelten zu lassen, kann es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn die Anarchisten ebenfalls Anspruch darauf erheben, „als politische Partei beachtet zu werden“.*) Und was liegt eigentlich auch in dieser Forderung so außerordentlich Kühnes? Besitzen die Socialisten schon die empörende Dreistigkeit, Jesum Christum für einen Proletarier in ihrem Sinne, für einen Kommunisten, mithin als einen ihres Gleichen in Anspruch zu nehmen, so ist der weitere Schritt, den die Anarchisten thun, indem sie (anstatt Verrufserklärung, Namensschändung und Hinweis auf den großen kommenden Tag) gleich direkt mit Dynamit operiren, kaum verabscheuenswerther; sie gehen nur entschiedener vor, räumen mit dem Ueberlebten schneller auf.

Dem letzten Decennium des XIX. Jahrhunderts war es vorbehalten, Zeuge zu sein, wie ein Scheusal in Menschengestalt, der Anarchist Ravachol (der wie Dr. Joh. Jacobi

*) Vergl. Voß.-Ztg. No. 532 v. 12. November 1892. Beilage I (Vereine und Versammlungen).

und hundert andere Socialisten, sowie sämmtliche Nihilisten seine politische Laufbahn mit dem Liberalismus begann) sich in vollem Ernst als Märtyrer aufspielt — als eine Art höheres Wesen, das berufen ist „ausgleichende Gerechtigkeit“ zu üben und glaubt, dazu der grauenvollsten Gewaltmittel sich bedienen zu dürfen. Er mordete nicht, wie er bei seiner gerichtlichen Vernehmung prahlerisch angab, aus Hang oder Lust zum Verbrechen, sondern, weil ehrliche Arbeit ihm nicht die Mittel lieferte, ein „menschenwürdiges Dasein“ zu führen und zugleich seiner Aufgabe gerecht zu werden „die leidenden Brüder vom Druck der Arbeitgeber zu befreien“. Das ist die Apotheose des Mordes. Man sieht, wohin wir schon gelangt sind mit den Errungenschaften der neuesten Zeit, die jedem Querkopf gestatten, nach seiner Auffassung durch Schrift, Rede und konkludente Handlungen für die neuen Theorien von Menschenbeglückung zu agitiren. Man lasse sich nicht täuschen durch den Einwand, das seien doch nur einzelne Irrsinnige, von denen nicht auf die Gesammtmasse der Agitatoren geschlossen werden könne. Die vielen Prozesse in Frankreich, Belgien, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika 2c. 2c. besitzen doch wohl genügende Beweiskraft, daß das Uebel sehr verbreitet und ohne Anwendung höchst energischer Strafen nicht mehr auszurotten ist.

Unserer Meinung nach sollte den berufsmäßigen Agitatoren das Handwerk überhaupt gelegt werden. Agitator heißt zu deutsch: Treiber eines Thieres, Umwühler, Beunruhiger, Aufwiegler, Ruhestörer 2c. 2c., und wenn wir auch heut zu Tage im allgemeinen eine mildere Auslegung dieses Wortes begrifflich damit verbinden, so wird man doch zugeben müssen, daß es den meisten Agitatoren eigen ist, die Dinge nicht in sachlich-objektiver Weise zu besprechen, sondern wie ihr einseitiger Standpunkt, richtiger — ihr jeweilig persönlicher Nutzen, es erheischt. Da fehlen dann niemals Verdächtigungen

und gehässige Ausfälle auf abwesende Gegner und Unterschiebungen sowie Verdrehungen von Thatsachen spielen die Hauptrolle. Bei solchen M . . . helden würde demnach die stärkste Auslegung des Wortes Agitator am zutreffendsten sein. Zudem sind die Versammlungen meist von Leuten besucht, die bei einem Glase Bier und einer zweifelhaften Cigarre möglichst aufregend unterhalten sein wollen. Ist der Vortragende schlagfertig, geht er ins „Zeug", versteht er seine Rede mit einzelnen derben Späßen geschmackvoll zu verquicken, daneben auch den Hörern gelegentlich ein wenig zu schmeicheln, so hat er sie alle unterm Hut. Die stets in Bereitschaft gehaltene Resolution mag dann aussagen was sie will, und wenn auch durch Zurufe, Bravogrunzen, Seidelgeklirr, Räuspern rc. rc. der Wortlaut derselben kaum gehört — noch weniger aber verstanden worden — unterzeichnet wird sie doch!

Nun tritt die Presse in Aktion.

Andern Tages schon glänzen die Zeitungen der betreffenden Farbe mit dem Bericht über die einheitliche, imposante Willensmeinung des souveränen Volkes. In vielen Fällen hat der Redakteur, welcher mit dem Redner stets eng liirt — zuweilen auch mit ihm identisch ist, schon den Bericht über die am Abend abzuhaltende Versammlung dem Setzer übergeben. So wird öffentliche Meinung fabricirt.

* * *

Wir müssen noch mit ein paar Worten auf die Presse der verschiedenen Oppositionsparteien eingehen, um zu zeigen, wie jene täglich (sogar Montags früh) erscheinenden Journale ihre Bestimmung, das Volk aufzuklären und zu belehren, auffassen.

Es sind beispielsweise Konzerte, die wegen Krankheit des Sängers, resp. der Sängerin, in letzter Stunde abgesagt wurden, in der folgenden Morgenzeitung bis ins Kleinste, pièce für pièce nicht nur besprochen, sondern auch die enthusiastische Aufnahme der Sängerin seitens des zahlreich er-

schienen Publikums, sowie der riesige Applaus „gewissenhaft“ registrirt worden; und, daß Schauspieler in Rollen, die sie garnicht gespielt haben, heruntergerissen wurden, ist ja noch in frischem Gedächtniß.

Im ersteren Fall entschuldigte sich der Referent damit, daß er der Generalprobe beigewohnt und — da er für den Concertabend, bei der großen Inanspruchnahme seiner Person nicht selber hätte zugegen sein können, im guten Glauben die Recension (die, wie sich übrigens herausstellte, sehr gut honorirt worden war) in die Officin geschickt habe. Bei dem Referat über die Leistungen des Schauspielers machte der berühmte Kritiker die in der That komische Ausrede, daß er kurzsichtig (auf den Augen) sei und infolgedessen die Person verkannt habe. Wunderbar, daß ein Berichterstatter im königlichen Theater von dem Rollenwechsel nichts vernommen haben sollte. Die Wahrheit ist jedoch, daß er — wie die Logenschließer bekundeten — überhaupt nicht persönlich zugegen gewesen war. Derartige Vorkommnisse wiederholen sich so häufig und das Publikum hat sich bereits so daran gewöhnt, daß von solchen Dingen kein Aufhebens weiter gemacht wird.

Mitunter freilich kommen diese als Aesthetiker und unfehlbare Kunstrichter sich aufspielenden Zeitungs-Schriftgelehrten sehr übel an. Wir erinnern an die Stockschläge, die ein hochberühmter Tenorist einem dieser Herren für eine ungerechte, lügenhafte Recension applicirte, und an die wahrhaft klassische Ohrfeige (der Schall derselben war bis auf den Hof gedrungen), welche ein solches Subjekt von einer gefeierten Sängerin, die er nichtswürdiger Weise verleumdet hatte, empfing.

Wir legen uns Reserve auf, indem wir weder die Helden dieser Abenteuer, noch die Zeitungen, welche dabei in Betracht kommen, näher kennzeichnen, sind aber bereit, mündlich darüber Rede zu stehen.

Ist man als Familienvater nicht oft genöthigt, die Zeitungen vor seinen Kindern zu verstecken, damit sie durch den Inhalt derselben nicht vor der Zeit Dinge kennen lernen, die sie auf Abwege leiten? Wenn eine 8—12jährige Tochter oder ein 7jähriger Sohn Berichte von Lustmorden, Sittlichkeitsvergehen, Lebensbeschreibungen prostituirter Frauenzimmer und dergl. lesen, vergiftet solche Lektüre nicht ihr jugendliches Gemüth?*)

Ferner ist noch auf das Ungeziemende ausführlicher Schilderungen der zur Richtstätte geführten Verbrecher hinzuweisen. Was hat es für einen Zweck, die Leser damit zu unterhalten, ob ein Delinquent frech um sich blickte, oder ob er zerknirscht seine Bahn zog, ob Wetzel, Ruttke, Ravachol ꝛc. dies oder das gesagt, ob der Nachrichter in 1 oder 2 Minuten die Toilette des Todeskandidaten vollendet hat und dergl.? — Genügend sind die polizeilichen Anzeigen: der Gerechtigkeit ist freier Lauf gelassen u. s. w. — Was drüber ist, das ist vom Uebel. Giebt es doch — leider Gottes — noch Menschen genug, welche die gemordeten, unschuldigen Opfer vergessen, und nun mit den gerichteten Scheusalen eine Art von Mitleid empfinden. Zu beklagen ist doch nur die Verworfenheit, die darin liegt, seinen Nebenmenschen mit Vorbedacht hinterrücks zu erschlagen, um dessen Gut sich anzueignen. Professor J. Scherr, der von allen als tüchtiger Historiker und erfahrener Criminalist geachtet wird, läßt sich über die Tagesblätter folgendermaßen aus: „Die Presse hat sich ihrer Freiheit (bei den Socialisten-, Anarchisten- und Nihilisten-Exekutionen) in einer Weise bedient, welche zu dem Wahrspruch berechtigt, daß kaum jemals knäbische Unreife und greisenhafte Ueberreife so widerlich mitsammen verbunden gewesen, wie hier“. —

---

*) Vergl. Lok.-Anz. No. 470 v. 7. Oktober 1892. — Derselbe No. 504 v. 27. Oktober 1892, und 505 v. 28. Oktober 1892 u. v. a.

Durch diese korrupte, verwahrloste Presse sind wir schon dahin gelangt, daß unsere Logik in falsche Bahnen gedrängt ist. Logisch richtig ist der Satz: Wer Menschenblut vergeußt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht (1. Mos. 9, 6). Aber nun kommen die Klügler und meinen, der Mörder sei noch besserungsfähig und wollen ihren Schützling lieber durch lebenslängliche Haft langsam zu Tode martern lassen, während die Socialisten und Anarchisten selbstverständlich jeden amnestiren.

Worauf sie aber nicht genügend Gewicht legen, das ist die heilsame Furcht, die den Verbrecher vor dem Blutgerüst erfüllt und die manchen Bösewicht vor dem Morden zurückschreckt. Garantiren wir dem Todtschläger sein Leben, so hat er immer die Hoffnung, noch einmal aus dem Gefängnis zu entkommen und die natürliche Folge kann nur die sein, daß sich die Attentate auf das Leben ins Ungemessene steigern.*)

In welcher unqualificirbaren Weise gewissenlose Reporter beflissen sind, Aeußerungen, Reden, einzelne Worte, die ein

---

*) Man vergl. hierzu: Scherr, Nihilisten, S. 61. „Gar vielen Konfusionsräthen hat der Schwindelfusel einer falschen Philantropie, deren Folgen schon als höchst verderbliche, die Massenverrohung mitfördernde zu Tage traten, das Gehirn bedenklich benebelt. Daher die doktrinäre Ausbeinung und Verwässerung unserer Strafgesetzbücher. Daher das sentimentale Gesäusel gegen die Todesstrafe, das einzige Mittel, die Erde von wilden Bestien — Menschen — ein für allemal zu säubern und zwar von rechtswegen.

Ereilen sollte diese Strafe allesammt,
So gegen Recht und Satzung schwer vergangen sich: —
Der Tod! Der argen Frevler gäb es weniger.
Sophokles, Elektra, 1505—7.

Nun, die Herren Humanitätssäuseler können ja gegen diesen sophokleischen Wahrspruch den Einwand erheben, derselbe sei diesem oder jenem Kritiker zufolge nur eine Interpolation und rühre gar

Monarch gelegentlich an distingirte Personen richtete, wiederzugeben, davon hat, wie wir (Art. II) gesehen, die jüngste Zeit erstaunliches vernommen. Nicht weniger als fünf verschiedene Lesarten sind über manche Aussprüche unseres allergnädigsten Kaisers in Umlauf gesetzt worden, bis endlich der authentische Wortlaut erschien und sich daraus ergab, daß auch nicht eine einzige genau gewesen war.*)

Was die Presse über den Fürsten Bismarck nach seinem Rücktritt vom Reichskanzleramt zusammengelogen, ist geradezu

---

nicht von Sophokles her. Was mich angeht, ich kann mir nicht helfen, mich erinnern diese Herren, wann ich sie das Pfauenrad ihrer Empfindlichkeit schlagen sehe, immer an den „grünadrigen" Monsieur de Robespierre, welcher bekanntlich gegen die Todesstrafe auch sentimental säuselte, bis er nach Belieben guillotiniren konnte, alleweile versteht sich, „par et pour humanité". Und haben nicht im April 1871 die pariser Kommunarden zu Ehren der „Humanität" die Guillotine auf dem Boulevard Voltaire feierlich zerschlagen und verbrannt? Ja wohl, so thaten sie, dieselben Menschenbeglücker, welche dann im Mai aus lauter „Humanität" die scheusäligen Schlächtereien in La Roquette, in Arceuil und in der Rue Haxo planten, anordneten und vollzogen. Ach wir kennen diese Sorte von „Menschenbeglückern!"

Und Gr. Bismarck: „Was ist denn der Grund, weshalb im Belagerungszustande, im Heere, in der Marine, da, wo es ihnen darauf ankommt, daß Ruhe, Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz unbedingt sicher gestellt werden, auch sie die Todesstrafe beibehalten wollen? Doch wohl, weil sie dieser Strafart eine noch energischere Wirkung zuschreiben, als der Aussicht auf eine Einsperrung mit möglicher Begnadigung oder Befreiung! Wenn sie das aber zugeben, daß nur um eines Haares Breite mehr Schutz für den friedlichen Bürger darin liegt, dann sind sie dem friedlichen Bürger schuldig, daß sie ihm dieses Mehr von Schutz, welches die Gesetzgebung gegen Räuber und Mörder geben kann, auch geben". (Bravo!) 12. Reichstagssitzung, 1. März 1870.

*) Voß.-Ztg. No. 387, 1892. — Kl. Journal No. 272, 1892. — Voß.-Ztg. No. 442, v. 21. 9. 1892 und No. 370, v. 10. 8. 1892 sowie No. 371, v. 11. 8. 1892. — No. 466 v. 5. 10. 1892.

haarsträubend.*) Besonders bot die Reise nach Oesterreich im Jahre 1892 eine opulente Fundgrube für erfindungsreiche Journalisten, Lügen in allen Gestaltungen ans Tageslicht zu fördern.

Das Paradestück jeder Zeitung, der sog. Leitartikel, der gewissermaßen als Probirstein für das Können des Chefredakteurs gilt, hat seine Anziehungskraft für den gebildeten, wie für den gewöhnlichen Mann nahezu verloren, weil der erstere die tendenziösen Ausführungen durchschaut (er merkt die Absicht und wird verstimmt), während der letztere den Reiz der Unterhaltsamkeit vermißt; die Artikel sind meist trocken, vom einseitigsten Standpunkt aus diktirt und mit einer Ueberhebung und Superklugheit geschrieben, die trotzdem und alledem über das Seichtthum der Gedanken nicht hinweghilft.**) Die Zeit ist zu beklagen, die man mit dem Lesen derartiger Plastologien verliert.

Und solche Verrenkungen, Verdrehungen, Umstellungen und Unterstellungen nennen die radikalen Herren, die diese Lohnschreiberei besorgen, für die Aufklärung und das Wohl des Volkes arbeiten. — Leider hat unser St.-G.-B. keine einschlägigen Paragraphen, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Absitzen nützt nichts, da genießen die professionirten Schreiber in ihren Zellen zu vielen Komfort, und einige Zeit in einer Strafanstalt zubringen zu müssen, erachten sie als keine Schande. Im Gegentheil! Es sind ihrer eine ganze Anzahl, die sich dessen noch rühmen, werden sie doch nach Verbüßung ihrer Strafe von ihren Konsorten in Empfang genommen und im Triumph nach Haus geführt.

---

*) Voß.-Ztg. No. 376, v. 13. 8. 1892. — No. 253, v. 2. 6. 1892 (Ueber Kaiser Friedrich, Bismarck u. s. w.). — Berl. Lok.-Anzeiger No. 300, v. 30. 6. 1892. — Hamb. Nachr. v. 3. 7. 1892.

**) Voß.-Ztg. No. 378, v. 15. 8. 1892 (Mißgriffe). — No. 454 v. 28. 9. 1892 (Miquel).

Darin liegt die gefährliche Krankheit unserer Zeit, daß das Ehrgefühl fast ausgestorben ist und ganz besonders in jenen Kreisen, die berufen wären, an der Spitze der Nation durch edle Eigenschaften zu glänzen. Wie darf man nun von dem schlichten Handwerksmann verlangen, wenn er vor die Alternative gestellt ist, zwischen Gutem und Bösem zu wählen, daß er eingehend erwäge, ob er dem Nebenmenschen durch seine Entscheidung empfindlichen Schaden zufüge, oder nicht? Der augenblickliche Vortheil, sein Nutzen ist ausschlaggebend, auch wenn er dies zu erreichen, seine Zuflucht zur Lüge und Verleumdung, oder zu unredlichen Geschäftsmanipulationen nehmen müßte. Das Hemd ist ihm näher als der Rock, und jeder ist sich selbst der Nächste. Liest er doch täglich in gewissen Zeitungen, von welchen niedrigen Impulsen diejenigen geleitet werden, die als „vollkommenste“ Vorbilder sich ihm empfehlen. Der abscheuliche Ton, welcher in den Spalten vieler Journale der bezeichneten Parteipresse sich breit macht, ist eines Kulturvolkes gegen Ende des XIX. Jahrhunderts ebenso unwürdig, wie unsittliche Romane. Diese, in gewissen Intervallen mit besonderer Heftigkeit auftretenden Preßgeschwüre, sollten je eher je lieber, wie bei allen Operationen auf Tod und Leben, aus dem Volkskörper herausgeschnitten werden.

* * *

Wohl in keiner Gesellschaft oder Vereinigung gebildeter, reiferer Männer, würde von der Mehrheit ihrer Mitglieder eine Schärfe der Sprechweise geduldet werden, wie sich die Opposition in unsern modernen Parlamenten ihrer bedient. Es wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen, daß ihnen dieses Privileg zu besonderer Zierde gereiche, oder als nothwendiges Attribut ihrer Macht zugestanden werden müsse. Ruhig vorgetragene, überzeugende Gründe wirken jederzeit eindringlicher und durchdringender als Spitzfindigkeiten oder Grobheiten.

Bei dem feurigen Blut der Franzosen, Italiener und Spanier ist es allenfalls entschuldbar — wenigstens erklärlich — wenn sie in den Parlamenten hart aneinander gerathen, aber der ruhige, contemplative Deutsche, der sich selbst so gern die Epitheta: Denker, Philosoph u. s. w. beilegt, sollte doch niemals die Regeln der Gesittung und des Anstandes insoweit vernachlässigen, daß ihm von oben herab der Text gelesen werden müßte. Jeder Abgeordnete sollte stets eingedenk sein, daß er, indem durch ihn die Würde der Versammlung Schaden leidet, nicht nur für seine Person die Verantwortung auf sich ladet, sondern daß er die hinter ihm stehenden Wähler dadurch mitkompromittirt. Obwohl die neueste Zeit nicht gerade arm an erregenden Auftritten in den Parlamenten der deutschen Reichshauptstadt ist, so wollen wir doch an dieser Stelle nur einige, der Geschichte bereits angehörige Zwischenfälle erwähnen, welche der traurigsten Epoche, als die Fortschrittsepidemie im Lande wüthete und ihre Opfer aus allen Schichten der Gesellschaft unbarmherzig forderte, entstammen. Diese Begebenheiten in ihrer Gesammtwirkung haben nicht wenig dazu beigetragen, den Verkehr auf den Etappen vom Liberalismus zum Anarchismus lebhafter zu gestalten und die Grenzen zwischen den vier politischen Parteien zu verwischen.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 28. Januar 1863 erging sich der Prof. V. in so lebhaften persönlichen Angriffen auf den Ministerpräsidenten v. Bismarck, daß dieser u. a. antwortete: „Ich bemerke, daß ich Aeußerungen, die weiter keinen möglichen Zweck haben konnten, als mich persönlich zu verletzen, unbeantwortet lasse. Auf diese Tonart einzugehen, erlaubt mir meinerseits die Stelle nicht, auf der ich stehe und zweitens widerspricht es meinen gesellschaftlichen Gewohnheiten u. s. w."

Am 18. December 1863 erwiderte der Ministerpräsident demselben Herrn: „Ich finde bei dem Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständniß

ist gewiß auch in andern Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in andern Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten, gepaart mit demselben Maße von Unkenntniß der Dinge wie bei uns". — In der darauf folgenden Sitzung — 21. December — belehrte Graf Bismarck den Prof. T., daß es ein sehr gefährlicher, aber heute sehr verbreiteter Irrthum sei, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird. — In der 29. Sitzung sah sich der Ministerpräsident v. B auf einen gegen ihn geschleuderten Zuruf „es ist zu lächerlich", genöthigt zu erklären: Mit dergleichen Worten ist eine ruhige anständige Diskussion nicht zu führen.

Desgleichen veranlaßte ihn der Ruf „Pfui", den ein unbekannt gebliebener Fortschrittler (in der 12. Reichstagssitzung am 1. März 1870) ausgestoßen, zu der Erwiderung: Dergleichen Fragen (es handelte sich um den Schutz des friedlichen Bürgers gegen Mörder) wollen doch wissenschaftlich untersucht werden und können mit der Rohheit eines Pfui nicht abgethan werden ꝛc.

Endlich müssen wir uns noch vergegenwärtigen, wie die Fortschrittspartei die Redefreiheit sich mundgerecht interpretirt hatte.

So sprach der Abgeordnete v. H. es ganz franchement aus, daß in der Kammer alle Meinungen (auch Injurien sowohl gegen anwesende, als auch gegen abwesende Mitglieder und Nichtmitglieder des Hauses) geäußert werden dürfen, ohne daß das Obertribunal da hinein zu reden habe. Graf Bismarck reagirte: Es könne, da nach §. 2 der Verfassung alle Preußen vor dem Gesetz gleich seien, doch nicht darunter verstanden werden, daß die Kammer ein Privileg besitze, öffentlich Rohheiten zu begehen und persönliche Beleidigungen auszusprechen, ohne daß dem beleidigten Theil die

Möglichkeit gegeben sei, Genugthuung dafür zu erlangen.*) Von einem hochgebildeten Manne resp. Gesetzgeber müsse man umsomehr beanspruchen dürfen, daß er selbst im Affekt die Klippen der Injurien vermeide. Unter Redefreiheit könne niemals die Freiheit, jedermann ungestraft beleidigen und beschimpfen zu dürfen, verstanden werden. Wird schon eine Injurie, die unter vier Augen gesagt ist, bestraft, um wie viel schärfer müssen Beleidigungen, wie sie Tags vorher hier von der Tribüne herabgeschleudert wurden, straffällig sein, da die Presse sie in Hunderttausenden von Exemplaren vervielfältige. In England ist jede gedruckte Parlamentsrede verfolgbar und kann der Beleidigte vor dem Richter ohne Weiteres seiner Ehre Geltung verschaffen. — Jeder honette Verein, in welchem gegen die Grundregeln der Höflichkeit, gegen den Anstand, gegen gute Sitte und Herkommen gefrevelt wird, muß bergab gehen und schließlich versumpfen. Dergleichen Vorkommnisse, wie die vorher aufgeführten, welche blindlings aus unsern Parlamentsakten herausgegriffen, und die leider durch viele schwerwiegende Belege sich vermehren ließen, sind nur zu sehr geeignet, dem Gebildeten die Achtung vor dem ganzen Verfassungsleben zu rauben, während der geringere Theil der Bevölkerung in seinem Innersten irritirt, sich sagt, wenn die studirten Herren in den Kammern ihre Zeit mit Nörgeleien und nutzlosem Gezänk hinbringen, so haben auch wir keine Ursache, uns gegen unsere Widersacher Zwang aufzuerlegen. — Böse Beispiele verderben gute Sitten. —

Woher kommt es nun, daß solche hochfahrende, eigensinnige, rechthaberische, alles besser wissen wollende und zänkische Männer unter die Volksvertreter gerathen?

Darauf kann es natürlich nur eine Antwort geben und die lautet: durch die Wähler und zwar durch diejenigen

---

*) S. 8. Sitzung des Abgeordnetenhauses v. 10. Febr. 1866.

Wähler, die sich durch sogenannte Kandidatenreden verblüffen und fangen lassen. Die zu jung und einfältig sind, um ein eigenes Urtheil sich zu bilden, und die nichts einzusetzen und nichts zu verlieren haben, sondern bei einem Drunterund-drüber möglicherweise, wenn auch nur vorübergehend, gewinnen können. Eine Besserung der Zustände, ein Heben des Parlamentarismus, sowie des ganzen Verfassungslebens, könnte unserer Meinung nach nur dadurch bewirkt werden, daß die grünnasigen Jungen, die in ihrer Mehrzahl keine blasse Ahnung von politischen Dingen haben, ausgemerzt, und das Alter der Urwähler auf 30 Jahre bestimmt würde. Sodann sind auch 6 Monate, die jemand an einem Orte wohnt, ein viel zu kurzer Zeitraum, um ein Wahlrecht zu begründen; dazu gehören mindestens 1½ bis 2 Jahre (auszunehmen davon wären selbstverständlich königliche Beamte, weil bei diesen eine Vagabondage ausgeschlossen ist).

Für die Abgeordneten dürfte das Alter ihres Eintritts ins Parlament nicht vor dem 40. Jahre beginnen, auch dürften sie, wie vorher mit Gründen belegt wurde, nicht in direkten Beziehungen zur Presse stehen. Um weitere Garantien zu schaffen, daß die Abgeordnetenstellung nicht verproletariire, wäre es wünschenswerth, die Inhaber eines Mandats, ein kleines Kapital (nicht unter 10 000 Mark) hinterlegen zu lassen.*) Tage- oder Entschädigungsgelder (Diäten)

*) Die Demokraten im ungarischen Abgeordnetenhause haben sich nicht entblödet mit der Forderung hervorzutreten, die Diäten in ein festes Jahrgehalt zu verwandeln und zwar mit Pensionsberechtigung. Mit der Einführung dieser Maßregel geht aber der Charakter des Volksvertreters vollständig in die Brüche. Es entstehen dadurch einige hundert mittlerer Beamten, welche stets mit neuen progressiven Forderungen für ihre Person an das Land herantreten werden. Wer im Besitz des Kreuzes ist, segnet sich! Und wer an der Quelle sitzt, der labt sich. — Was für einen Nutzen wird aber das Volk davon haben? Wahrscheinlich gar keinen, sicher ist vorläufig nur, daß es die Kosten trägt. Anstatt sparsamer zu

sind nicht zu gewähren, damit einer so erhabenen Stellung auch der Charakter eines wirklichen Ehrenamtes erhalten bleibe. Darin liegt durchaus keine Neuerung, das ist vielmehr seit Menschengedenken durchgeführt worden (wir erinnern an den Rath der Alten, an die heilige Vehme 2c. 2c.) und auch heute sind dergleichen Institutionen im Schwange und bewähren sich vorzüglich. Haben wir doch in den Städteverwaltungen opferbereite Männer genug, welche als Einschätzungskommissare, Beiräthe, auch als Vormünder, Waisen- und Kirchenräthe, Geschworene 2c. 2c. ihr Wissen und Können

---

wirthschaften, dehnen sich die Lasten kautschukartig nach allen Richtungen hin immer mehr aus. Stetig fallende Tropfen höhlen den Stein.

Aber noch ein anderer, recht erheblicher Uebelstand kommt hier in Betracht. Gesetzt, ein Abgeordneter war mehrere Sessionsperioden hindurch im Besitz eines Mandats, seine Privatbeschäftigung hat darunter gelitten, nun verliert er auch den Sitz im Abgeordnetenhause, ohne, daß er bereits das Recht auf Pension erworben hätte; was wird mit ihm geschehen? Er vermehrt den Haufen Unzufriedener und sinkt zum Proletarier herab. Diese Fälle können und werden sich mehren, so daß es am Ende eine ganze Klasse heruntergekommener Volksvertreter giebt. Man würde nicht in Verlegenheit gerathen, schon unter den heutigen Verhältnissen vereinzelte solcher Beispiele aufzuführen. Jetzt drängen die Radikalen, die nichts besitzen als ihre Redekunst, die Regierung zum Einbringen eines so einschneidenden Gesetzes; ist sie zu schwach zum Widerstand, so wird sie bald erfahren, wie die ganze Abgeordnetenmisère unaufhaltsam dem Orkus zustrebt. Vergl. hierzu Lok.-Anz. No. 483 v. 15. October 1892 (Ausland).

Fast auf gleichem Niveau bewegt sich der Vorschlag des Socialisten Birk, welcher sich überhaupt nur verlumpte Individuen als Volksvertreter zu denken vermag. Er schlägt u. a. vor: jedem, der ins Parlament eintritt, eine Summe von 3000 Mark auszuzahlen, damit der neue Abgeordnete sich anständig einkleiden und aus den drückendsten Schuldverbindlichkeiten befreien könne. Vergl. Zeitgeist von Mosse und Levyson, No. 31 v. 1. August 1892. — **Kaiser und Arbeiter von Fr. Birk, Bonn.**

für das Wohl ihrer Mitbürger freiwillig (oder unfreiwillig) einsetzen. Der jetzige Geschäftsgang in den Kammern zeigt, daß trotz der Diäten doch sehr häufig die beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten nicht am Platze erscheint.

Bei der Opulenz von Gesetzen, welche in den letzten Jahren geschaffen sind, erscheint es nicht einmal rathsam, die fieberhafte Produktivität noch mehr zu forciren. Man arbeite bedächtiger, gründlicher, langsamer; denn unberechtigt sind die mannigfachen Klagen wegen übermäßiger Gesetzfabrikation wahrlich nicht.*) Wenn das leidige Durchdrücken oder wie der „technische“ Ausdruck lautet: das Durchpeitschen der Gesetzesvorlagen unterbliebe, dann würden in den Kommissionen (wo überhaupt nur gearbeitet wird) nicht so viele Kräfte in Anspruch genommen werden und es könnten mithin alle diejenigen Abgeordneten, von deren Thätigkeit das Volk nie etwas erfährt — die eigentlichen Nullen — abgestoßen werden.

Die Zahl der Abgeordneten erführe auch dadurch noch eine weitere Beschränkung, wenn — wie vorher ausgeführt — man sich entschlösse, die unreifen Wähler von 24—30 Jahren auszuscheiden. Hundert bis hundertundzwanzig Abgeordnete genügten vollkommen, die Arbeiten zu erledigen. Im Plenum sprechen doch stets nur dieselben wenigen Fraktionstyrannen resp. deren Interimsmänner und was sie sagen, weiß im voraus jeder, der einige Personenkenntniß besitzt.

---

*) Dresd. Nachr. Nr. 205 23. Juli 1892: „Das ist der Fehler, der unserer ganzen modernen Gesetzgeberei anhaftet und der zur Folge hat, daß der schlichte Menschenverstand die Gesetze überhaupt nicht mehr versteht und auf ihren Irrwegen die juristische Führung in Anspruch nehmen muß 2c. 2c.

Vergl. auch Sitz. des Abgeordnetenhauses v. 2. März 1892 (Rede des Abgeord. Langerhans. Reichstagssitz. v. 5. Febr. 1892 (v. Güttlingen).

Wir möchten übrigens — Vorsichts halber — gegen eine etwaige falsche Auffassung: als wenn unsere eigenen parlamentarischen Verhältnisse den Grund zu diesen Betrachtungen und Folgerungen abgegeben hätten, Verwahrung einlegen. Zu diesen Erfahrungen muß, dächten wir, jeder kommen, der die Uebelstände in den Verfassungsstaaten ungetrübten Blicks verfolgt; sie herrschen überall, in einem Lande mehr, im andern etwas weniger.

VI.

Ist der Philosemitismus berechtigter als der Antisemitismus?

Schluß: Rekapitulation.

Bevor wir unsere Betrachtung abschließen, sei es uns vergönnt, dem verehrl. Leser noch einige Fragen zu unterbreiten.

Wer hat das Land, welches wir bewohnen, zu dem gemacht, was es gegenwärtig ist?

Wer hat die undurchdringlichen Wälder Altgermaniens gelichtet, die wilden Thiere erlegt, Sümpfe ausgetrocknet und die heute blühenden Kulturen erzeugt?

Wer hat die Wissenschaften eingeführt und sie gefördert, der Kunst Heimstätten bereitet, das Recht, die Schulen und die Religion gepflegt?

Auf alle diese Fragen giebt es nur eine Antwort: es waren deutsche Fürsten, deutsche Völker. Daraus folgt, daß den Deutschen das Land mit all' seiner wirthschaftlichen, wie mit seiner geistigen Kultur gehört — von Rechts wegen — und alle anderen Bewohner, die nicht deutschen Ursprungs,

also auch nicht Deutsche sind, deren Vorfahren nicht an dieser mühseligen Kultivirung theilgenommen, sind Geduldete, sind Gäste. Gäste werden gern gesehen, oder auch nicht, je nachdem! — Tritt der Fall ein, daß sie anmaßend, arrogant auftreten oder sich auf eine oder die andere Art lästig machen, so haben sie es sich selber zuzuschreiben, wenn der Gastgeber sein gutes Hausrecht braucht. Ein Dummkopf, der für seine Gastfreundlichkeit sich aushöhnen, ein Narr, der seine Rechte aus bloßer hyperhumanitärer Gefühlsduselei mit Füßen treten läßt.

Aus einer unglückseligen, unheilbringenden Schwäche entsprang das Gesetz der Emancipation des orientalischen Volkes, ein Gesetz, das den Grund legte, zu den unerträglichen Verhältnissen, wie wir sie heut im Handel, im Handwerk, besonders aber in der Jurisprudenz und Schule zu unserm Schaden tragen müssen. Wie unsere ökonomischen Verhältnisse, so sind auch — was noch trauriger ist — unsere idealen Anschauungen verhunzt. Hat der Germane, in besserer Erkenntniß, an Stelle seiner früheren Götzendienerei die Lehren unseres Heilands sich zu eigen gemacht, so sind diese göttlichen Offenbarungen dadurch zur Volks- resp. zur Landesreligion geworden. Im Glauben an den dreieinigen Gott ist unsere geistige, wie unsere materielle Kultur zur Blüthe gelangt. In diesem Zeichen haben wir die Feinde, welche uns unterjochen wollten, besiegt. Und jetzt stehen wir auf dem Punkt, durch die Verschlagenheit und List des vom fernen Osten her eingewanderten Volksstammes, das höchste Gut, unsere Religion, zu verlieren.

Man zeihe uns wegen dieser Aeußerung nicht des Antisemitismus, den wir in der Gestalt, wie derselbe in neuester Zeit mannigfach zum Ausdruck gelangt, für eine durchaus unberechtigte, ja sogar widerliche Erscheinung, die zum Theil auf Neid zurückzuführen ist, erklären möchten. Wie der Socialist dem Bourgeois sein rechtmäßiges Besitzthum mißgönnt, so hadert ein Theil der Konservativen mit den Semiten,

ihrer Findigkeit im Benutzen der Quellen und Vortheile willen, welche ihnen die in ihren Händen bereits befindlichen Reichthümer noch stetig in fabelhafter Weise vermehren und so der Allgemeinheit entziehen.

Die Errichtung großer Kaufhäuser, welche die mittleren und kleineren Geschäfte vollständig lahm legen, sollte ebensowohl, wie der Verkauf an Sonntagen verboten ist, nicht gestattet sein. Es wird niemand behaupten können, daß derartige Riesengeschäfte für das Publikum nothwendig oder nutzbringend wären, viel eher ließe sich das Gegentheil nachweisen. Als z. B. der Kaiserbazar in Zahlungsstockungen gerieth, fiel ein großer Theil des Publikums mit seinen Forderungen aus, und durch den Schluß der Verkaufsräume wurde plötzlich eine Menge Bediensteter stellenlos, von denen einige aus Noth sich an die Privatwohlthätigkeit wenden mußten; ein junger Kommis jedoch, der zu stolz zum Betteln war, legte sogar Hand an sein Leben. Dergleichen Vorkommnisse wiederholen sich öfter, ohne daß sie zur öffentlichen Kenntniß gelangen.

Auch der Betrieb großer Geschäfte durch Besitzer, die niemals praktisch in dem Fache gearbeitet haben, (Konfektion, Stiefelbazare, Wäschebranche, u. s. w.) sollte nicht geduldet werden. Der einzige wirkliche Vortheil, welcher den Konsumenten zu Gute kommt, besteht darin, daß letztere einen Gang ersparen. Wohlfeiler sind die Gegenstände für das Publikum in den meisten Fällen nicht, wohl aber häufig weniger solid; den Vortheil zieht lediglich der kaufmännische Unternehmer.

Dieser Geschäftsbetrieb gleicht dem in der Acker- und Forstwirthschaft verpönten Raubbau und müßte daher als gemeingefährlich durch das Gesetz verboten sein. Und wenn es nothwendig war, im Jagd- und Fischereiwesen eine Schonzeit festzusetzen, um wievielmehr müßte nicht der kleine Handwerker, der durch die kapitalkräftigen Unternehmer jetzt voll-

ständig ausgemergelt wird, geschützt werden. Hier sollten die Gesetze eingreifen, dann würde ein Handwerker-, ein Meisterstand geschaffen, der seines Druckes ledig, sich frei zu entfalten in der Lage wäre und als feste Stütze bürgerlicher Ordnung ein starkes Bollwerk gegen die destraktiven Lehren der Socialdemokratie bieten müßte.

An den vagirenden socialdemokratischen Massen der Industrie-, Fabrik-, Bergwerks-, Bauarbeiter u. s. w. ist doch alle Liebesmüh' vergeudet. Diesen könnte man den doppelten, ja dreifachen Lohn und die halbe Arbeitszeit bewilligen (wenn das überhaupt möglich wäre), die dringlichen Forderungen nach Verbesserung ihrer Lage würden doch niemals verstummen. Gegen deren stellenweis unverschämtes Auftreten giebt's nur ein Mittel: stark gewaffnet zu sein und entschiedenes Vorgehen.*)

Suaviter in modo, fortiter in re sollte der leitende Gedanke sein, aus den vorher beregten unerträglichen Verhältnissen betreffs der Semiten herauszukommen. Vor allen Dingen müßte die Korrektur bei dem Richter- und dem Lehrstande beginnen. Es ist eine Gewissensverletzung für ein gut christliches Landeskind, wenn es seinen Urtheilsspruch

---

*) Welchen Gefahren ein Land ausgesetzt ist, wo die Regierungsgewalt in schwächlichen Händen ruht, haben die beispiellosen Vorgänge in Carmaux sattsam bewiesen. Vergl. Voss. Ztg. Nr. 526 v. 9./11. und Nr. 529 v. 11./11. 1892. Berl. Lok.-Anz. Nr. 503 v. 27./10. 1892. Auch in England, bei Gelegenheit des Streiks von Durham, hat man es seitens der Regierung an der nöthigen Energie fehlen und die gewerbsmäßigen Verhetzer gewähren lassen (Voss. Ztg. Nr. 257 v. 4./6. 1892). — Vergl. auch Berl. Lok.-Anz. Nr. 268 v. 12./6. 1892. Interview. Fürst Bismarck sagte „Geben Sie dem Arbeiter 20 M. p. diem, so wird in wenigen Tagen seine Frau ein paar Mark pro Tag mehr verlangen. um sich und die Kinder auszuputzen und wird nicht verfehlen, den Mann mit ihrer Unzufriedenheit anzustecken. Je mehr sie bekommen, desto mehr verlangen sie“ u. s. w. —

aus dem Munde eines Richters vernehmen soll, der einer ihm schroff entgegenstehenden Religion angehört; vollends zur Tortur gestaltet sich aber die Angelegenheit, wenn es als Zeuge einen Eid vor einem solchen Richter schwören soll. Darüber helfen alle Klügeleien unserer lieberalen Gesetzmacher nicht hinweg.

Nicht weniger quälend ist die Empfindung, wenn ein streng christlicher Familienvater — Gottlob haben wir ja deren noch genug unter den Germanen — seine Kinder in einer öffentlichen Schulanstalt von einem Lehrer unterrichtet weiß, der Jesum Christum als Gottes Sohn nicht anerkennt.

Sorgt der Staat dafür, daß jedes Kind Schulunterricht erhält, so muß derselbe auch so eingerichtet sein, daß nicht nur die physischen, brodwerbenden, sondern auch die psychischen, idealen Anlagen entwickelt und ausgebildet werden, d. h., da unser Staat ein christlicher ist, die christliche Religion das Fundament des Ganzen bildet. Nur die Religion ist im Stande, dem Menschen einen Halt im Leben zu geben, und ihm durch den Trost, welchen sie zu spenden vermag, über Kummer und Schmerz hinwegzuführen. — Da kommen nun die überklugen (sich weise dünkenden Nationalökonomen, die freisinnigen Phrasendrescher und socialistischen Agitatoren, suchen die Schwachen und Schwankenden zum Unglauben zu verführen und machen sie durch ihre sog. Aufklärung nur zu unglücklichen Menschen, indem sie ihnen die feste Stütze und frohe Zuversicht rauben. Und wie viele dieser starken, aufgeklärten, vorurtheilslosen Herren sind vielleicht noch einmal glücklich, wenn ein Geistlicher sich findet, der an ihrem Schmerzenslager ihnen die göttliche Botschaft von der Sündenerlösung durch Jesum Christum verkündet. Das ist doch die Regel so.

Erst kürzlich berichteten die Zeitungen wiederum, daß ein großer Parlamentarier, der für jede Situation schlagfertig mit seinem Rath zur Stelle war, auf dem Sterbebett

als höchstes Glück sich die heilige Communion erbat. — Gott läßt sich nicht spotten! Er weiß die armen Sünder überall zu finden.

Während der Orientale an den traditionellen Bräuchen seiner Väter mit einer Zähigkeit ohne Gleichen festhält (wir sehen ja die imposanten Wallfahrten zu den Bethäusern an Festen wie Neujahr, Versöhnungstag 2c.) scheut sich ein großer Theil der Nachkommen unserer ehrenfesten, tapfern Altvordern nicht, nachdem er seinen Heiland längst vergessen, nun auch seinem Gotte ungetreu zu werden.

Weil unsere Erkenntniß — wie der unglückliche Faust klagend ausruft — nur bis an die Sterne reicht, meinen die Atheisten schon in ihrem Hochmuth, sie hätten aller Dinge Grund bereits erschaut. „Sich dem Unendlichen zu nähern, ihn zu erkennen“ reicht ihr materielles Sehorgan nicht aus, so leugnen sie ihn denn, ihn, den jeder, der Empfängniß und ein reines Herz besitzt, Tag für Tag in seinen herrlichen Werken tausendfach zu bewundern Gelegenheit hat. — Zwei kleine Episoden mögen hier ihren Platz finden.

Ein gottesfürchtiger Gelehrter erhält den Besuch eines ungläubigen Kollegen. Letzterer bemerkt auf dem Tisch einen schönen neuen Globus. Er betrachtet ihn mit Interesse und fragt: „Von wem hast Du denn den prächtigen Globus erhalten?“ — „Ich weiß es nicht“, lautet die Antwort. „Als ich nach Hause kam, fand ich ihn vor“. — „Wie“, meint der Andere: „Du weißt es wirklich nicht und dabei kannst Du Dich beruhigen? Den Globus muß doch jemand aufgestellt haben, Du wirst mir doch nicht vorreden wollen, daß er von selbst hier hergekommen ist?“ Der Gottgläubige unterbricht den neugierigen Frager mit den Worten: „Nun sieh einmal, daß dieses elende Ding da, ohne irgend wessen Zuthun in mein Zimmer gelangt sei, das willst Du nicht glauben, aber, daß die große Welt mit allen ihren Geschöpfen, das ganze

Universum ohne einen Urheber, ohne eine erschaffende Gottheit entstanden sei, das kannst Du glauben. —

Die andere kleine Erzählung handelt von zwei Freunden, die sich begegnen. A. fragt B. im Laufe des Gesprächs: „Glauben Sie denn noch, daß es einen Gott giebt?"

B.: „Sicherlich!" — A.: „Aber ich bitte Sie, kein verständiger Mensch hat ihn bisher gesehen, und man muß doch sehen, wenn man überzeugt sein soll". — B.: „Ja, haben Sie denn Verstand?" A. (entrüstet): „Mein Herr! welche Frage!" — B. (spöttisch): „Nun, den sehe ich auch nicht". —

Mögen uns doch die Atheisten den bündigen Beweis für das Nichtsein Gottes liefern, dann wollen auch wir ihre Ansicht adoptiren; aber mit so vagen Redensarten, wie: ich sehe ihn nicht, ist ein solcher Beweis nicht erbracht. Auch der Blinde sieht nichts von dem himmlischen Schauspiel des Sonnenauf- und Niedergangs, der Taube hört nicht den bezaubernden Schlag der Nachtigall, doch den Sehenden, den Hörenden versetzt es in Entzücken.

Bedauernswerthe Blinde, bemitleidenswerthe Taube! —

Wer keinen allgewaltigen Gott erkennt, ist unfähig einen Eid zu leisten und, wer keinen Eid ableisten kann, ist wiederum unfähig, ein Staatsamt zu bekleiden.

Ruft jemand Gott zum Zeugen an, daß er die zu übernehmenden Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen gewillt ist, so giebt er damit die einzige und zugleich höchste Bekräftigung, die der Kulturmensch überhaupt besitzt.

So schwören Kaiser und Könige bei ihrem Regierungsantritt: die Verfassung unentwegt zu wahren, so leistet der Soldat, vom General bis zum letzten Grenadier herab den Fahneneid, für Kaiser und Reich zu Wasser und zu Lande selbst in den Tod zu gehen.

In der Verfassung des deutschen Reichs heißt es Ar-

tikel 18: Der Kaiser ernennt die Reichsbeamten, läßt dieselben für das Reich **vereidigen** u. s. w.

Desgleichen bestimmt §. 12 des Reglement zur Ausführung des Wahlgesetzes für den Reichstag vom 31. Mai 1869: Die Wahlhandlung wird damit eröffnet, daß der Wahlvorsteher den Protokollführer und die Beisitzer mittelst Handschlags an **Eidesstatt** verpflichtet 2c. 2c.

Der Staat sichert sich also auf jede nur irgend denkbare Weise, daß diese Beamten ihre Schuldigkeit thun. Er fordert Eide von ihnen, läßt sie Kautionen hinterlegen 2c. 2c.

Wie kommt es nun, daß die Mitglieder des Deutschen Reichstags von der Ableistung eines promissorischen Schwures entbunden sind? Ist ihre Stellungnahme eine minder wichtige im staatlichen Leben, als diejenige der vorgenannten Kategorien? Oder darf man von vorn herein, ohne jeden Unterschied, dem Abgeordneten mehr Vertrauen entgegenbringen, als einem General, einem Geh. Oberregierungsrath u. s. f.?

Das bestätigt die Erfahrung jedenfalls nicht, insbesondere aber bei **den** Abgeordneten nicht, die religionslos sind. Der Atheist hat mit dem Kulturmenschen nichts gemein, ersterer sinkt durch seine Negierung der Gottheit zu der Klasse von Geschöpfen herab, von denen manche Naturforscher unsere Abkunft herleiten wollen. Dann sind aber diese Gattung von Wissenden als Anhänger der Descendenztheorie nicht würdig unter denen zu sitzen, welche sich als Abbilder des großen Gottes zu betrachten gewohnt sind; und sonach wäre es vollkommen gerechtfertigt, ihren Eintritt in die gesetzgebende Versammlung eines christlichen Staates zu verhindern. In den Augen des Volkes müßte diese Körperschaft, welche so fragwürdige Elemente ausschlösse, jedenfalls an Vornehmheit und Ansehen gewinnen.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß selbst Beamte, trotz des von ihnen geleisteten Eides, ihre Pflicht mit=

unter verabsäumen, andererseits aber Männer ohne Beamtenqualität, die also nicht vereidigt worden, ihre Obliegenheiten dennoch pünktlich vollführen, so sind derartige Vorkommnisse immer nur zu den selteneren zu zählen und darum mehr als Ausnahmen anzusehen und berechtigen nicht zu dem Schluß, daß im großen und ganzen die Eidesleistung nichts weiter als eine leere und überlebte Formalität sei. — Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit stützen sich auf Moral und stehen in so engem, wechselseitigem Verhältniß zur Religion, daß sie von dieser nicht zu trennen sind. Derjenige, welcher aus innerer Ueberzeugung religiös ist, d. h. der um Gottes Willen seinem Nebenmenschen zu Liebe eigne Vortheile aufzugeben und seine Begierden und Leidenschaften zu beherrschen gelernt hat, ist ein sittlich gebildeter, moralischer Mann und wird als Beamter, wie in jedem andern bürgerlichen Beruf seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Derjenige jedoch, der keine Religion besitzt (was freilich unter Umständen sehr bequem ist) schwebt beständig in Gefahr, daß sein klügelnder berechnender Verstand (insoweit man von einem solchen bei ihm überhaupt reden kann) ihn auf Wege leitet, die weitab von Tugend, Moral, Sittlichkeit und wahrhafter Humanität liegen.

* * *

Demnach würde sich die Summe aus den vorhergehenden Betrachtungen in folgende Sätze zusammenfassen lassen.

Jeder kann nach seiner Facon selig werden; d. h. sobald er majorenn ist, mag er für *seine* Person glauben, was er will.

Jedes Kind christlicher Eltern, gleichviel zu welcher Abart oder Sekte sich die letzteren bekennen, muß getauft und konfirmirt werden. Nimmt das Vaterland und zwar sehr häufig gegen Wunsch und Neigung der Eltern, den Sohn zum Militärdienst in Anspruch, so kann auch mit demselben

Rechte — zum Wohle des Staates, wie im Interesse des einzelnen Individuums selber — darauf gehalten werden, daß seine künftigen Bürger nicht heranwachsen wie das liebe Vieh. Durch die Symbolik der heiligen Taufe und der Firmelung wird erst der Mensch auf den Weg geführt, auf welchem er durch Tugend und Sittlichkeit zur Erkenntniß seines idealen Gottes gelangt. Den Eltern (besonders in den Arbeiterkreisen) dürfte nach ihrem, oft sehr beschränkten Auffassungsvermögen nicht zu gestatten sein, durch Fernhalten ihrer Kinder vom religiösen Unterricht diese um ihre Zufriedenheit mit den irdischen Einrichtungen und um ihr Seelenheil zu betrügen.

Die mehr und mehr überhand nehmenden Rohheiten in den unteren Volksschichten, wie die in fortwährendem Steigen begriffenen Verbrechen von Zugehörigen der gebildeten Klassen (als Urkunden- und Wechselfälschungen, Unterschlagungen, betrügerische Konkurse und dergl. mehr) lassen sich doch beinahe ausnahmslos auf Irreligiosität zurückführen.*) Ein religiös erzogener Mensch vermag seinem Mitmenschen keinen Kummer, keinen Schaden zuzufügen. Geschieht dies dennoch, so ist damit nur erwiesen, daß er später in schlechte Gesellschaft hineingerathen und, daß seine Gottesfurcht nicht tief genug wurzelte, um der Versuchung zu widerstehen. Abtrünnige und Schwächlinge werden natürlich stets vorhanden sein, aber doch in viel beschränkterer Zahl.

Zum Wählen ist jeder berechtigt, der geistig gesund, mindestens 30 Jahre alt und seit 2 Jahren einen eigenen, festen und wohlgeordneten Hausstand besitzt. Bestrafte Sub-

---

*) Man vergl. hierzu auch Seite 23; Parlamentarismus und Irrreligiosität arbeiten gewissermaßen ergänzend an der Unterminirung der Völker. Wie weit es besonders Frankreich darin gebracht hat, bedarf wohl keiner Erläuterung. Namen, wie: Boulanger, Deroulède, Lafargue, Clemenceau, Loubet u. a. sagen Alles.

jekte, die unter Polizeiaufsicht gestanden, oder noch stehen, Schuldenmacher, Trinker u. dergl. haben die Ausübung dieses Ehrenrechts verwirkt.

Denselben Anforderungen muß auch der Abgeordnete genügen; die Wählbarkeit tritt jedoch erst mit dem 40. Lebensjahre ein und bedingt einen festen Wohnsitz von mindestens 5 Jahren. Der Abgeordnetenkandidat muß das Maturitätszeugniß erlangt, ein triennium an einer deutschen Universität absolvirt, auch 10 000 Mark Bürgschaft hinterlegt haben.*) Diäten werden für Ehrenämter (also auch vor allen bei einem Abgeordnetenmandat) nicht gewährt. Es ist endlich hohe Zeit, der Engherzigkeit, dem Gaunerthum, dem verabscheuenswerthen Realismus ernsthaft zu Leibe zu gehen. England, das Land, welches die charakterfestesten Parlamentarier besitzt, schreitet hierin als leuchtendes Beispiel voran. Jeder Abgeordnete hat den Eid auf die Verfassung zu leisten, nachdem er seine Zugehörigkeit zur katholischen oder evangelischen Kirche bekundet. Ein Abgeordneter, welcher sich in Schmähungen über publicirte Gesetze ergeht, resp. seine Mitwirkung daran in Abrede stellt, verliert sein Mandat und die asservirte Kaution. Gerade durch die in neuester Zeit in Mode gekommene, üble Gepflogenheit, vor einer durch bayrisch Bier, Cognac und Nicotin halb trunkenen Versammlung, zu Recht bestehende Gesetze herabzuziehen, wird das Ansehen der letzteren nicht nur für die Einwohner, sondern auch das Prestige des ganzen Staates nach außen hin schwer geschädigt. Hier ist strenge Ahndung geboten.

Deutschland gehört den Deutschen; also fort mit fremden Nationalitäten, welche selbst eine Assimilirung mit den Einheimischen durch ihr hermetisches Abschließen bis zur Stunde verhütet haben. Zunächst Reinigung der Schule und Justiz.

Aufhebung, resp. fühlbare Ermäßigung aller direkten

---

*) Vergl. vorn, S. 163.

Steuern, die gerade dem fleißigen Mittelstand wie Blei auf dem Nacken liegen und ihn hindern an der freien Entfaltung seiner Kräfte.

Dafür eine bessere Entwickelung der indirekten Besteuerung z. B. der Zündhölzer, Liqueure, ausheimischen Weine, importirten Biere, des Wildpret, ausländischen Geflügels, Tabacks, der Vergnügungen, Bälle, Landpartien, Umzüge 2c.

Bei allen diesen und noch vielen andern Dingen kann sich jeder leicht Beschränkungen auferlegen, so daß selbst ein ziemlich hoher Steuersatz für den Konsumenten (bezw. Theilnehmer) nicht allzuhart empfunden werden würde.

Es wäre noch zu erwägen, ob nicht dem schädlichen Einfluß der theilweise so verwahrlosten Tagespresse, der Schimpf=, Schmutz= und Hetzblätter durch Wiedereinführung des Zeitungsstempels erfolgreich entgegengewirkt werden könnte. Bei einem solchen Vorgehen kann man gewiß nicht von Entziehung oder Unterdrücken geistiger Nahrung sprechen, weil der Leserkreis der anständig redigirten Zeitungen wohl kaum dadurch getroffen werden würde, und was die Abonnenten eines „Vorwärts" und seiner Anverwandten betrifft, so sind das doch nur Leute, die auf der untersten Stufe heutiger Bildung stehen, bei denen dieses Genre von Belehrung in entgegengesetzter Richtung wirkt; es sei denn, daß jemand studiren wolle „wie herrlich weit wir es gebracht" im Lügen und Verleumden, ohne fürchten zu müssen, dafür bestraft zu werden. Daß gegenwärtig jedem durchgefallenen Staatsexaminanden, jedem gemaßregelten Lehrer und Beamten gestattet ist, seine Galle und sein Gift durch die Feder ins Publikum zu spritzen, sind doch unerhörte, empörende Zustände. Wie dem Staate die Pflicht obliegt, durch seine Organe dafür zu sorgen, daß an öffentlichen Orten, Straßen u. s. w. die Unzucht nicht überhand nehme, so hat er auch darauf zu achten, daß die geistige Unsittlichkeit und Rohheit auf ein Minimum beschränkt werde. Die Prostitution in

der Presse ist bei weitem gefährlicher, als diejenige auf der Straße; warum packt man also einen unsittlichen Journalisten nicht mit derselben Schneidigkeit, wie ein Mädchen, die auf der Straße herumflanirt?

Wir möchten vorschlagen, an die ärmere Bevölkerung, Regierungs-, Kreis- oder Kommunalblätter in regelmäßigen Zeiträumen unentgeltlich zu verabfolgen, welche die Ziele der Regierungspolitik darlegten bezw. erläuterten, um auf diese Weise eine wirkliche Volksaufklärung herbeizuführen. Wenn alles in dem jetzigen Geleise sich weiter fortbewegt, so glauben wir kaum, daß uns der Zusammenstoß mit den destruktiven Proletariermassen erspart bleiben wird. Die Regierungen haben den socialistischen Hetzern einen viel zu weiten Spielraum gewährt, sich auch selbst zu tief auf die sociale Frage (im Grunde genommen doch nur eines von den Schlagwörtern, bei denen man sich auch alles Mögliche denken kann) eingelassen, deren Lösung keinem Sterblichen beschieden sein dürfte. Ein Kampf gegen die ewigen Naturgesetze ist von vorn herein aussichtslos, ist ein Unsinn.

Neben dem Ersten kann nicht noch einmal ein Erster stehen, sondern es muß der Zweite, Dritte u. s. f. folgen. Auch, daß es ein Oben und ein Unten giebt, sowie daß dazwischen viele, viele Stufen liegen, wird der schärfste Verstand nicht zu ändern vermögen.

Es ist ein Naturgesetz, daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachsen. Ebenso natürlich und unbestreitbar ist Goethes Wort, das er Götz'en in den Mund legt „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten“. Bekannt und hierher gehörig ist auch der alte Wahrspruch: „Niemand vermag über seinen eigenen Schatten zu springen“. Möchte nur jeder danach streben, den Platz auf den das Geschick ihn gestellt, auszufüllen. Und wenn auch Kathedersocialisten und moderne Staatsmänner in ihrer Weisheit, ihrem Dünkel die ausgleichende Gerechtigkeit, das ist so eine Art Verbesserung

der göttlichen Vorsehung, in Angriff zu nehmen sich erkühnen, weiter als bis zu Crispins Kunststücken werden sie es keinesfalls bringen. Sie können wohl dem besser situirten Bürger, in Form von Steuern, einen größeren Theil vom Ertrag seines Fleißes entreißen und ihn den Elenden (die meist ihre Armuth selbst verschuldet) in den Schooß werfen, aber Zufriedenheit, Versöhnung werden sie in jene Kreise niemals tragen. Im Gegentheil! L'appétit vient en mangeant. Die Begehrlichkeit der Proletariermassen zu stillen, würden am letzten Ende alle Schätze der ganzen Welt nicht ausreichen.

Die Regierungen mögen nur auf der Hut sein, denn soviel ist doch aus den Reden und Hinweisen, die den socialistischen Agitatoren entschlüpfen, herauszuhören, daß der 1. Mai als derjenige Tag bestimmt ist, an welchem die sociale Gesellschaft dereinst ins Leben treten soll. Vorläufig ist man bestrebt, die „faulen Bourgeois“ und die Regierung einzuschläfern, darum ist stets nur von einer harmlosen Feierlichkeit die Rede. Aber die Festplätze wandeln sich mit einem Schlage zu Alarmstellen für die revolutionären Arbeiterbataillone, sobald die Obrigkeit ihre Pflicht vernachlässigen sollte. Und darum darf der Militarismus unter keinen Umständen geschwächt, an ihm herum operirt, oder auf die unverständigen Rathschläge der Liberalen gehört werden. Der deutschen Armee ist sicherlich die große Aufgabe vorbehalten, die Kultur gegen die wilden Horden der Kommunisten zu vertheidigen.

Gott schütze den Kaiser! Die deutschen Fürsten, alle treuen Bürger und unser herrliches Deutschland! —

Buchdruckerei Gustav Schenck, Königlicher Hofbuchhändler, Berlin SW. 19, Jerusalemerstr. 56.

Druckfehlerberichtigung.

S.	6	Z.	8	v.	o.	à la statt au, resp. streichen
„	30	„	9	v.	o.	Sonderabzüge
„	30	„	9	v.	u.	recht
„	34	„	3	v.	u.	erfährt
„	68	„	13	v.	o.	Revue
„	68	„	17	v.	o.	reich
„	74	„	4	v.	o.	sobald
„	82	„	13	v.	o.	verworrener
„	82	„	14	v.	o.	jeglicher
„	98	„	9	v.	o.	die
„	125	„	1	v.	o.	in
„	143	„	9	v.	o.	entfernt.

Buchdruckerei Gustav Schenck, Königlicher Hofbuchhändler,
Berlin SW. 19, Jerusalemerstr. 56